

Juli 7/2010

Aus dem Inhalt

Hermann Wieh
Kann man im Zeltlager heilig werden? 193

Georg Lauscher
Stell dich! 195

Axel Hammes
Der Gute Hirte und die Seinen 198

Petro Müller / Winfried Schlüter
Für ein gutes Miteinander der Kirchen –
ein kleiner ökumenischer Knigge 203

Albert Gerhards
Grabeskirchen 207

Gabriele Althen-Höhn
Schulgottesdienste – von und mit Schülerinnen
und Schülern 209

Martin Patzek
Berufen zur Caritas 212

Andreas Fritsch
Weil es um die Qualität geht 218

Literaturdienst: 222

Jörg Ernesti: Konfessionskunde kompakt.
Jens Ehebrecht-Zumsande / Bernhard Kassens:
Wie das perlt...!

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Pfarrdechant Dr. Hermann Wieh, Johannisfreiheit 12, 49074 Osnabrück | Spiritual Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstraße 10, 52064 Aachen | Pfarrer Dr. Axel Hammes, Im Kämpchen 9c, 42279 Wuppertal | Pfarrer Dr. Petro Müller, Gartenstraße 16, 97276 Margetshöchheim | Kirchenrat Winfried Schlüter, Otto-Hahn-Straße 59, 97218 Gerbrunn | Prof. Dr. Albert Gerhards, Rücksgasse 26, 53332 Bornheim | Gabriele Althen-Höhn, Im Wingert 26, 53604 Bad Honnef | Msgr. Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527 Hattingen | Andreas Fritsch, Aegidiisstraße 14, 48143 Münster

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 2,75 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Hermann Wieh

Kann man im Zeltlager heilig werden?

Der Sommer ist die Zeit der Fahrten, Wanderungen und Zeltlager. Viele Seelsorgerinnen und Seelsorger begleiten solche Unternehmungen mehr oder weniger gerne. Oft müssen sie sich in der Gemeinde sagen lassen: „Wir wünschen Ihnen einige schöne Urlaubstage!“ – und erklären dann wortreich, dass sie das Leben im Zeltlager keineswegs als eigene Urlaubszeit betrachten. Können solche durchaus anstrengenden Zeiten wenigstens zur „heiligenden Seelsorge“ genutzt werden?

Seelsorge zielt auf das Innere des Menschen und will seine tiefsten Sehnsüchte und Fragen zu beantworten helfen. Augustinus spricht in seinen Bekenntnissen von „Gott, innerlicher als mein Innerstes und erhabener als das mir Höchste“ (Confessiones 3,6: „Deus intimior intimo meo, altior summo meo“). Wie findet der Mensch zu dieser Mitte und zu dieser Höhe? Können wir ihm als Seelsorger dabei helfen? Womöglich auch im Zeltlager?

Als 16-jähriger habe ich zusammen mit einem Schulfreund ein internationales Zeltlager in Cornwall/Südengland mitgemacht. Die meisten Erinnerungen sind verblasst. Zwei Bilder sind mir aber bis heute vor Augen: der Blick auf das vom Mond versilberte Meer mit dem Gedanken „Gott, wie schön ist Deine Schöpfung“ – und der Abschiedsabend mit englischem Apfelwein und starken Kopfschmerzen am nächsten Tag.

Es geht sehr menschlich zu beim Lagerleben. Viele Kinder und Jugendliche entdecken neu neue Freiräume und Möglichkeiten, spüren aber auch schmerzlich ihre Grenzen und Problemzonen. Chancen zur Seelsorge ergeben sich nicht institutionalisiert, sondern „nebenbei“, im Mit-Leben. Die „Kochfrauen“ sind zum Beispiel nicht nur in der Küche gefragt sondern auch als Seelentröster und Psychologen. Auch für die Seelsorgerin/den Seelsorger kommt es zuallererst darauf an, im Alltag dabei zu sein. Wenn ich „mit-lebe“, kann ich auch einladen zum „mit-beten“ und „mit-feiern“. Ja, solche Einladungen werden von der Seelsorge sogar erwartet. Denn die Erfahrungen mit der Natur und dem menschlichen Miteinander drängen auf Deutung, Vertiefung und gegebenenfalls Korrektur aus dem Erfahrungsschatz des Wortes Gottes.

Mehr noch als zuhause werden Gebet und Gottesdienst bei Ferienaktivitäten geprägt sein von der „tätigen Teilnahme“ aller Beteiligten. Das beginnt beim Blumensammeln für den Altarschmuck, nimmt in der Einleitung und Predigt die Erfahrungen des gemeinsamen Lebens auf und bringt diese in den Fürbitten vor Gott zur Sprache. Angesprochen wird nicht nur der Verstand, sondern vor allem das Herz des Menschen. Lieder und Texte, die zu Herzen gehen, lassen eine Wirklichkeit spüren, die größer und innerlicher ist als unser menschliches Sehnen und Hoffen.

Viele äußere Gegebenheiten werden im Ferienlager schlichter und anspruchsloser sein als zuhause. Aber auf das menschliche Miteinander und die Kommunikation der oft sehr unterschiedlichen Teilnehmer sollte aus christlicher Verantwortung besonderer Wert gelegt werden. Aus meiner Zeit als Kaplan ist mir ein Kompliment in Erinnerung, das der betreffende Messdiener bestimmt nicht beabsichtigt hatte. Er war eine Woche vor unserer Ministrantenfreizeit mit seiner Klasse im Schullandheim gewesen.

Nach ein paar Tagen sagte er: „Hier ist das ganz anders als mit unserer Klasse. Man kann sich viel besser unterhalten und die Stimmung ist viel ehrlicher.“

Die Heiligkeit der Christen bewährt sich nicht nur am Sonntag, sondern vor allem im Alltag. Unsere säkulare Gesellschaft zeigt ganz deutlich: Man kann auch ohne christlichen Glauben Freude am Leben haben. Aber gleichzeitig gilt: Christen sind Menschen, die aus einer tieferen Quelle leben und deren Perspektive über den irdischen Horizont hinausweist. Gerade die Freiheit von alltäglicher Routine und Eingezwängtheit bietet die Chance zu tiefen und herausragenden Erfahrungen. Vom Liederdichter Paul Gerhard dürfen wir uns ermutigen lassen: „Geh aus mein Herz, und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben.“ Und als Christen antworten wir voller Freude: „Ich singe mit, wenn alles singt und lasse, was dem Höchsten klingt, aus meinem Herzen rin- nen.“

Liebe Leserinnen und Leser,

unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit kommen die beiden ersten Artikel zusammen, die jeweils auf ihre Weise das Soeben zu Ende gegangene „Jahr des Priesters“ aufgreifen. **Pfr. Georg Lauscher**, Spiritual für die Priesterkandidaten des Bistums Aachen und geistlicher Begleiter für die Hauptamtlichen in der Seelsorge, leitet aus der Gestalt des Pfarrers von Ars drei Wegweisungen ab, die nicht nur für Priester, sondern für alle im pastoralen Dienst Stehenden bedenkenswert sind. **Pfr. Dr. Axel Hammes**, Subsidiar in Wuppertal und Dozent für NT in Lantershofen, legt das Bild des Guten Hirten aus dem Johannes-Evangelium für das Priestertum heute aus.

Pfr. Dr. Petro Müller, Ökumenereferent der Diözese Würzburg, und sein Kollege, **Kirchenrat Windfried Schlüter**, evangelischer Ökumenebeauftragter im Kirchenkreis Ansbach-Würzburg, formulieren im Nachgang zum Ökumenischen Kirchentag sieben Grundhaltungen für ein gutes ökumenisches Miteinander.

Prof. Dr. Albert Gehards, Ordinarius für Liturgiewissenschaft an der Uni Bonn, berichtet aktuell von einer Tagung zur Nutzung von Kirchengebäuden als Grabeskirchen.

PR Gabriele Althen-Höhn aus Königswinter stellt einen Erfahrungsbericht zur Erarbeitung und Feier von Schulgottesdiensten mit hohem Schüler(innen)-Engagement an der Jugenddorf Christopherusschule in Königswinter zur Verfügung.

Msgr. Dr. Martin Patzek, Dozent für Caritaswissenschaft im Rahmen der Diakonenausbildung für die (Erz-)Bistümer Köln und Essen, bietet eine Lesehilfe zum Caritas-Wort der deutschen Bischöfe von Anfang des Jahres.

PR Andreas Fritsch schließlich, Leiter der Fachstelle Gemeindeberatung im Bistum Münster, bietet anhand der Matrix eines Modells, das er mehrfach durchbuchstabiert, einen Orientierungsrahmen für PGR, unter den aktuellen Herausforderungen die eigenen Arbeitsabläufe zu überprüfen und ggf. effizienter zu gestalten, ohne die geistlichen Grundlagen zu vernachlässigen.

Viel Aktuelles und Anregendes – versammelt in einem Heft, für das Ihnen einen sommerlichen Lesegenuss wünscht

Ihr



Gunther Fleischer

Stell dich!

Geistlicher Brückenschlag zwischen dem Pfarrer von Ars und uns¹

Meine Aufgabe ist es, eine Brücke zu schlagen zwischen dem Pfarrer von Ars und uns. Unser Papst hat auf ihn als einen „Stein des Anstoßes“ – im guten Sinne – für das Priesterjahr hingewiesen. Wir wollen uns heute von ihm anstoßen lassen, über unsere Berufung in unserer Zeit zu sprechen. In meiner Auseinandersetzung mit dem Pfarrer von Ars habe ich drei Anstöße für uns entdeckt:

I. Sich stellen – den äußeren Anforderungen und der eigenen Schwachheit

Das kennen wir – wohl mehr als uns lieb ist. Das kannte der Pfarrer von Ars mehr als ihm lieb war. Und doch lernt er zu seiner Schwachheit zu stehen – wie auf einem Stück fruchtbaren Erdreiches, das er unter die Füße nimmt.

Er sieht deutlich die Versuchung, in großen Anforderungen der eigenen Schwachheit auszuweichen, indem wir uns an anderen und ihren „Untaten und Unarten“ festbeißen. So predigt er: „Gott wird von uns nicht Rechenschaft verlangen über das, was die anderen getan haben, sondern über das, was wir getan haben. Achten wir auf uns selbst!“²

Sind wir nicht auch oft dieser Versuchung ausgesetzt: gerade in anfordernden, schwierigen Situationen der beherzten Annahme unserer selbst und unserer Situation auszuweichen und sich an den anderen, den Schwestern und Brüdern im pastoralen Dienst, in der Bistumsleitung, in den Gemeinden abzarbeiten? Gerade in bedräng-

ter Zeit gilt besonders dringend: mich selbst auf meine Füße zu stellen, mich selbst und meine Lage als mir von Gott aufgegeben anzunehmen.

Gerade in der Not dieser Umbruchszeit sei Dir – um Gottes willen! – nahe! Nimm Dich beherzt Deiner selbst und Deiner Lage an. Ergreife Dich als Dir aufgegeben.

„Stell Dich auf Deine Füße, Mensch, ich will mit Dir reden!“ In diesem Aufruf erkennt der Prophet Ezechiel seine Berufung und seine Sendung. „... da kam der Geist in mich und stellte mich auf die Füße“ (Ez 2,1–2).

Stell Dich Dir, frage Dich, was Gott in Deiner Lage von Dir will.

II. Sich aussetzen – Gott und den Armen

Der Pfarrer von Ars wächst auf in einer Zeit kirchlichen Verfalls, einer verfolgten Kirche, einer Kirche im Untergrund. Er vergaß nie „die nächtlichen Messen in abgelegenen Hütten, zu denen man hinsichtlich. Vor allem konnte er seine erste heilige Kommunion nicht vergessen, die er in einer Stube hinter verschlossenen Fensterläden feierte“.³

Unsere Zeit ist gewiss sehr verschieden von der des Pfarrers von Ars. Und doch: leben nicht auch wir in einem gottvergessenen, glaubensfeindlichen, berufungsfeindlichen Klima? Und dies bis in unsere Kirche hinein! „Wir leben in einer Zeit kirchlichen Verfalls“, stellten junge Priester unseres Bistums in einem geistlichen Gespräch nüchtern fest.

Was tun? Wie darin glaubend, hoffend, liebend leben?

Auch hier gilt: sich stellen! Ja, mehr noch: sich aussetzen diesem Klima der Wüste, der Gottvergessenheit. Wie sehr hat sich der Pfarrer von Ars den dunklen Kräften in ihm und in seiner Zeit ausgesetzt!

Zwei Beispiele aus unserem „Wüstenklima“:

In seinen letzten Lebensjahren wohnte der fast 80-jährige Karl Rahner wiederholt in Wien in einem Haus der Caritas für Jugendliche, die aus der Bahn geworfen und kriminell geworden waren. Die fast aussichtslose Situation der jungen Leute wurde für ihn zu einem geistlichen Prüfstein:

„Vieles in diesem Haus“, so bedenkt er, „scheint vergeblich getan zu werden. ... Es wird immer wieder versucht, etwas bürgerlich und auch menschlich ins Lot zu bringen, was sich dann hinterdrein als Misserfolg herausstellt. Ein solcher Versuch ist in sich... schon eine großartige Sache. ...

Ist es nicht so, dass in dem rauen, umrisslosen, nebelhaften Land der Vergeblichkeit eigentlich eher Gott wohnt und gefunden werden kann? Wenn wir großartige Erfolge im Dienste der Menschen aufweisen, dann könnte es ja sein, dass wir nicht den Mitmenschen und auch nicht Gott, sondern uns, unser Gelingen, unseren Erfolg, unser Selbstbewusstsein suchen – und zu unserem Unglück finden. Dort aber, wo scheinbar vergeblich, ohne Dank, ohne Erfolg dem anderen Menschen gedient wird, dort würde ich sagen, wird Gott, den wir doch suchen sollen, eher gefunden.“ Ein solcher Ort „könnte für die, die da den Menschen zu dienen suchen, gerade die Situation sein, in der sie eigentlich erst so ganz jene geheime, schweigende, ungreifbare Nähe Gottes finden“.⁴

Neben diesem Beispiel des Sich-Gott-Aussetzens in bedrückender sozialer Realität ein anderes, aus der sehr anderen Realität der Finanzpolitik: In einem bemerkenswerten Interview mit dem Titel „Von der Bank zur Mystik“ meint ein seit Jahrzehnten im internationalen Finanzwesen tätiger Banker, der sich intensiv mit christlicher Mystik beschäftigt: Wer sein eigenes Denken, Reden und Tun nicht täglich für eine angemessene Zeit des Schweigens unterbreche, der gehe immer nur von sich aus, von seinen Interessen, seinem Nutzen, ja, seiner Gier! Dies schweigende Innehalten geht wohl in einem harten Arbeitsleben meist nur morgens früh oder abends spät

und auch (wenn wir wach leben) oft ganz kurz zwischendurch! Erst im schweigenden Innehalten gelingt wieder der Blick auf das Ganze und von dorthier kritisch auf unsere eigenen Vorstellungen und Interessen. „Der verantwortliche Finanzmann“, meint er, „müsste also im Grunde immer ein Mystiker sein, er muss innerlich das Ganze kontemplativ im Blick haben und sich äußerlich aktiv davon leiten lassen. ... Ich würde keinem Menschen ... Verantwortung übertragen, der nicht in der Stille zu weilen vermag“.⁵

Gilt das nicht erst recht für uns, die wir in der Kirche Verantwortung tragen?! Ich finde, dies wäre dringend vom Pfarrer von Ars zu lernen: die täglichen Schweigezeiten vor dem geheimnisvollen Gott, um frei und bereit zu werden für Ihn, auf dass Er durch uns und mit uns und in uns wirken kann. Dazu kann das stille Verweilen vor dem Tabernakel helfen. Es gibt aber viele andere Möglichkeiten.

Nach der ersten Bewegung – „Stell dich auf deine Füße!“ – wäre dies die zweite:

„Setz dich aus – dem absoluten Geheimnis Gottes! Setz dich dem aus, der sich dir noch heute aussetzt – in seinem Wort, in der Eucharistie, in den Armen, in Deiner eigenen Armut. Was wir sakramentale Aussetzung nennen, ist immer eine gegenseitige Aussetzung. So wollen wir uns am Ende dieses Vormittags vor dem uns ausgesetzten Allerheiligsten versammeln und – wie es unser Bischof in seinem Weihnachtsbrief schrieb – „gemeinsam seiner Anziehungskraft aussetzen“. Wie Liebende, die sich suchen, sich einander aussetzen.

III. Sich freuen – dem Sog kirchlicher Depression widerstehen

Der Pfarrer von Ars erschreckt uns nicht selten durch seinen Rigorismus und seine Härte gegen sich selbst. Darin war er auch Kind seiner Zeit. Nicht zu übersehen ist aber auch der Gegenpol in ihm: sein Unbekümmertsein, seine kindliche Freude.

„Als er einmal ... vom Waisenhaus ins Pfarrhaus hinübergang, hörte er eine feine Dame aus Paris sagen: „Du lieber Himmel, das ist also das Männchen, von dem soviel Aufhebens gemacht wird!“ Darauf er: „Ja, Madame, das bin ich. – Und Sie sind das genaue Gegenteil der Königin von Saba, als sie Salomo besuchte. Denn die Königin sah mehr, als sie erwartet hatte, und Sie sehen weniger.“⁶⁶

Ein Drittes, was heute Not tut, notwendig ist, scheint mir dies zu sein: die einfache Freude!

Die Freude am eigenen Dasein, die Freude am anderen, die Freude an der Schöpfung und in allem und durch alles hindurch die Freude am Nicht-los-kommen vom Geheimnis Gottes, von seiner Anziehungskraft!

Ich habe für mich eine kleine Übung entwickelt, wenn ich mich von Sorgen und Ungelöstheiten erdrückt fühle: ich stelle mir vor, es gäbe nichts! Und von diesem Nichts her, schaue ich dann an, was es so gibt. Dann kann ich wieder langsam anfangen, mich zu freuen: daran, dass überhaupt etwas da ist, dass ich da bin, dass wir uns sehen und hören und ...

Wenn Paulus in seinem Galaterbrief die Früchte des Geistes aufzählt, nennt er gleich nach der Liebe als zweite Frucht die Freude (Gal 5,22)! Und seiner Lieblingsgemeinde Philippi rät er eindringlich (aus dem Gefängnis!): „Vor allem, meine Brüder und Schwestern, freut euch! Euch immer das gleiche zu schreiben wird mir nicht lästig, euch aber macht es sicher. ... Freut euch im Herrn zu jeder Zeit! Noch einmal sage ich: Freut euch! Eure Güte werde allen Menschen bekannt. Der Herr ist nahe“. (Phil 3,1; 4,4–5)

Dies möchte ich, angestoßen durch den Pfarrer von Ars, uns also mitgeben:

1. Stell Dich auf Deine Füße, Mensch!

Nimm Dich in den Grenzen Deiner selbst und Deines Auftrags beherzt an!

2. Setz Dich aus – den Suchenden, den Leidenden, den Armen

und dem aus Liebe zu Dir arm und still gewordenen Gott! Und:

3. Widerstehe dem Sog kirchlicher Depression:
Freu Dich des Dir Gegebenen und Aufgetragenen!

Anmerkungen:

- ¹ geistlichen Impuls zu vier regionalen Bischofsgesprächen mit den Hauptamtlichen in der Pastoral.
- ² Predigt, 11. Sonntag und Pfingsten.
- ³ Gérard Rossé, Der Pfarrer von Ars. München 2.Aufl. 2003, 9–10
- ⁴ Karl Rahner. Sehnsucht nach dem geheimnisvollen Gott. Freiburg 1990, 167–172
- ⁵ Mario Conde, Von der Bank zur Mystik in: Aufgang Bd. 6, Von der Wissenschaft zur Mystik. Stuttgart 2009
- ⁶ vgl.: Bruce Marshall, Der Pfarrer von Ars. Zürich 1975, 77

Der Gute Hirte und die Seinen

Eine Nachlese zum Priesterjahr aus der Perspektive des Johannesevangeliums¹

Die Ausstrahlung des priesterlichen Dienstes macht sich immer am Lebenszeugnis konkreter Menschen fest. Vor allem an der Begegnung und Auseinandersetzung mit ihnen wächst auch das Bewusstsein für die eigene Berufung. Die von Papst Benedikt XVI. ausgerufene Rückbesinnung auf Wert und Bedeutung des Priesters soll sich insbesondere an der Gestalt des berühmten Pfarrers von Ars ausrichten, der 1929 zum Schutzpatron „aller Pfarrer und Seelsorger des ganzen Erdkreises“ ernannt wurde. Seit den Tagen des Jean-Marie Vianney (1786–1859) sind freilich die Herausforderungen an die Seelsorge kaum geringer geworden. Die Säkularisierung des Denkens greift mittlerweile so weit, dass selbst die Kirche nicht immer der Versuchung widersteht, ihren Auftrag und ihr Handeln in ökonomische Kategorien wie 'Dienstleistungs-Management' und 'Kerngeschäft' zu pressen. Inmitten großer gesellschaftlicher Umbrüche suchen wir unvermindert nach einem in unserer Zeit tragfähigen Priesterbild, das junge Menschen anzieht und zu überzeugen vermag. Ausgerechnet im Priesterjahr 2009/10 erschütterte eine weitere Welle der Aufdeckung von Missbrauchsfällen Ansehen und Glaubwürdigkeit der Kirche. Sie zwingt uns alle zu einer noch intensiveren, ja demütigeren Nachdenklichkeit über das, was den Priester von morgen ausmachen sollte. Dazu zählt nicht zuletzt ein neues Hören auf das Zeugnis der Schrift.

Wie kaum ein anderes biblisches Bild hat der 'Gute Hirte' von frühester Zeit an die christliche Ikonographie und auch den kirchlichen Sprachgebrauch geprägt. In den ersten Jahrhunderten galt diese Gestalt als das Christusbild schlechthin, wie eine Fülle von Darstellungen auf Wandmalereien in Katakomben, auf Sarkophagen und später auch Mosaiken belegen kann. Doch auch das Verständnis des kirchlichen Amtes empfang durch das Bild vom Hirten und seiner Herde über Jahrhunderte entscheidende Impulse². So wurde das Lehnwort 'Pastor' zum Titel für den Leiter und Vorsteher der christlichen Gemeinde. Aber auch der päpstliche Primatsanspruch wurde neben dem Felsenwort aus Mt 16,17–19 aus dem Weideauftrag an Petrus nach Joh 21,15–17 abgeleitet und mit dem Verweis auf Joh 10,16, dass es nur „eine Herde und einen einzigen Hirten“ gebe, zugespitzt.³ Biblische Illustrationen und religiöse Andachtsbilder hingegen malen auch heute noch eine Schäferidylle aus, die einer sentimental, weltflüchtigen Religiosität das Wort reden. Nicht zuletzt deshalb ist in den vergangenen Jahrzehnten der Gute Hirte als Sinn- und Leitbild in Misskredit geraten. Doch welche Bedeutung misst das Johannesevangelium selbst dem Hirtenbild bei?

Im Horizont unserer Fragestellung kann es nicht allein darum gehen, den Schrifttext aus rein exegetischer Perspektive zu beleuchten. Nur in einem ersten Schritt soll die Verankerung der Hirtenrede (Joh 10,1–18) samt ihres komplexen Motivgeflechts in der Komposition des Evangeliums sowie ihre Struktur behandelt werden. Daran schließt sich eine Besinnung auf die zentrale theologische Botschaft des Textes an, bevor abschließend einige praktische Schlussfolgerungen für das kirchliche Amt und seine pastoralen Aufgaben skizziert werden.

Die johanneische Hirtenrede

Was den wahren Hirten ausmacht, das trägt uns Johannes im unmittelbaren An-

schluss an eine scharfe Kontroverse mit den „Pharisäern“ (vgl. Joh 9,40f) vor als einen Monolog des Offenbarers. Der das gesamte Evangelium bestimmende Konflikt zwischen Jesus und „den Juden“ hat mit dem von Laubhüttenfest (7,2) und Tempelweihfest (10,22) umgrenzten Aufenthalt Jesu in Jerusalem (7,1–10,42) seinen dramatischen Höhepunkt erreicht. So ist die Hirtenrede als nahtlose Fortführung der Kontroverse um die Blindenheilung in Joh 9 zu lesen, auf die 10,21 abermals zurückkommen wird.⁴ Wie schon das Wunder am Sabbat (vgl. 9,16), so löst nun auch seine Rede nichts als „Spaltung“ (10,19) unter den „Juden“ aus. Vom ersten Vers der Rede an tritt uns keine bukolische Idylle entgegen, sondern Kampfansage an alle falschen Ansprüche auf religiöse Führung. So stand denn auch der johanneischen Hirtenrede die Gerichtsprophetie über die falschen Hirten aus Ezechiel 34 Pate, die in der Verheißung gipfelt, dass Gott selbst einschreiten und sich seines Volkes annehmen wird, indem er einen „einzigsten Hirten“ aus dem Haus Davids einsetzen wird (vgl. Ez 34,23f). Doch der „Unterschied in Ez 34 zwischen Gott und dem von Gott eingesetzten König aus Davids Geschlecht fällt in Joh 10 in Jesus zusammen“.⁵ So entspricht es der Spitzenaussage des Kapitels, die in das Innerste Zentrum der joh. Christologie hineinführt: „Ich und der Vater – eins sind wir“ (Joh 10,30).

Wie Leit motive formen die zentralen Bilder des Evangeliums ein dichtes Netzwerk, durch das an jeder Stelle der Erzählung das Ganze der Sendung Jesu aufleuchtet. Die verschiedenen Erzählfäden geraten in ein beziehungsreiches Geflecht, das erst in der Zusammenschau seinen tieferen Sinn preisgibt.⁶ Die Hirtenmetaphorik der Rede ist so angelegt, dass sie vor allem in zwei Richtungen ausgreift: Zum einen wird sie eng verbunden mit der Deutung des Todes Jesu. Zum Auftakt der ersten Jüngerberufungen hatte Johannes der Täufer auf Jesus als das Lamm Gottes hingewiesen (Joh 1,29.36). Jesus selbst stirbt in der Stunde, als im Tempel die Pascha-

lämmer geopfert werden (Joh 19,30). Während Jesus als der Gute Hirte die Seinen aus dem „Hof“ heraus in die Fülle des Lebens führt (Joh 10,1–4.9f), wird der gefesselte Jesus zum Verhör in den todbringenden Hof des Hohepriesterlichen Palastes geführt (Joh 18,12–27). – Zum anderen sind auch drei zentrale Petrus-Episoden über die Motive des Lebenseinsatzes (vgl. 10,11.15) und der Hirten Sorge mit der Offenbarungsrede Jesu fest verbunden: Bereitet der Wortwechsel um die Bereitschaft zur Hingabe des Lebens in Joh 13,36–38 die Verleugnungsszene (Joh 18,15–18) vor, so ist diese selbst über die Motive der Türhüterin (vgl. 10,3) und des Hofes (10,1) fest mit der Hirtenrede verklammert. Was der gute Hirte vollendet für die Seinen tut, darin versagt Petrus. So aber setzt die Szene im Vorhof ein entscheidendes Vorzeichen für die Übertragung der Hirten Sorge in Joh 21,15–17. Es entsteht eine „Antiklimax“ und mithin ein schroffes Gefälle zur Hirtenrede, zu deren „hermeneutischen Schlüssel“ daher gerade nicht der Weideauftrag an Petrus gemacht werden darf.⁷

Für seine Gliederung bietet das Redestück einige unzweideutige Markierungen: Die feierliche Einleitung mit dem doppelten Amen (V 1.7) hebt die beiden Hauptteile voneinander ab. So stehen sich die eigentliche Bildrede (V 1–5) und ihre zweifache Deutung (V 7–9.11–18) gegenüber, die zusätzlich durch eine Erzählnotiz (V 6) voneinander getrennt sind. Die Deutung ihrerseits wird strukturiert durch die zwei ICH-BIN-Worte von der „Tür“ (V 7b.9a) und dem nun auch ausdrücklich so bezeichneten „guten Hirten“ (V 11.14). In keinem anderen Abschnitt des Evangeliums folgen zwei dieser für Johannes so charakteristischen Selbsterschließungen Jesu (vgl. Ex 3,14 LXX) unmittelbar aufeinander. Schon daran lässt sich erkennen, wie sehr das Bild vom Hirten und seiner Herde christologisch in Anspruch genommen wird, während ekklesiologische Aspekte (das Verhalten der Schafe) in den Hintergrund treten.

Primat der Christologie

Die Deutung der 'Rätselrede'⁸ (V 1–5) konzentriert sich also auf die beiden zentralen Metaphern von der „Tür“ und dem „Hirten“. Dabei ist der Gedankenfortschritt von der ersten zur zweiten Deutung nicht zu verkennen. Bekräftigt das Türwort (V 7–10) vor allem, dass es an Jesus vorbei keinen Zugang zum Leben gibt, so legt die folgende Betrachtung über den Guten Hirten den Grund seines Anspruches frei. Der wahre Hirte setzt sich vorbehaltlos mit seiner ganzen Existenz für die Seinen ein, was ihn von jedem Tagelöhner unterscheidet (V 11–13). Doch er geht nicht nur den Schafen zugute auf volles Risiko, sondern gibt auf einzigartige Weise sein Leben für sie preis.

Diese Steigerung vom vollen Einsatz zur Hingabe des Lebens erfährt nun aber eine kühne christologische Vertiefung: Durch den Lebenseinsatz des Guten Hirten werden die Schafe hineingenommen in die vollendete Gemeinschaft von Vater und Sohn (V 14–16); wird eine Verbundenheit geschaffen, die sich nicht weiter steigern lässt. Solche innergöttliche Gemeinschaft wirft dann aber auch Licht auf seinen Tod: Denn Jesus gibt sein Leben nicht hin, weil er sich unter das „Muss“ des göttlichen Heilsplans beugt (vgl. Mk 8,31), sondern als Ausdruck seiner eigenen Vollmacht (V 17f). Sein absoluter Gehorsam, der ihn den Tod auf sich nehmen lässt, gründet in seiner souveränen Freiheit. Aus der Einheit mit dem Vater heraus hat er absolute Vollmacht über sein Leben.⁹ So führt der Verlust seines Lebens zu neuem Leben. „Es kann keine Rede davon sein, daß der Sohn seinen Willen aufgehen ließe in der Übermacht des Vaterwillens. Sein Gehorsam ist vielmehr Akt umfassender Freiheit, in der er den Willen des Vaters zu seinem eigenen Willen macht. Also ist der Tod Jesu von Jesus nicht weniger gewollt als vom Vater; er ist seine Tat, wie er die Tat des Vaters ist ... Indem er sein Leben hergibt, nimmt er es an sich“.¹⁰

Die Hirtenrede hat ihren Gipfel damit erreicht, dass sie einer angefochtenen Gemeinde erklärt, was sie eigentlich an Jesus hat. Es genügt ihr freilich nicht, es allein an dem festzumachen, was er für sie getan hat. Sie geht vielmehr dem Geheimnis seiner Person auf den Grund, weil sie allein auf dieser Basis festen Stand gewinnt. Sind dies aber die Identitätsmerkmale des Guten Hirten, kann es aus johanneischer Perspektive nur in einem abgeleiteten Sinn weitere Hirten geben. Dennoch zeigt sich gerade an der Gestalt des Petrus, dass auch das Johannesevangelium Ämter keineswegs für überflüssig hält, sie aber unter so etwas wie einen „christologischen Vorbehalt“ stellt (vgl. Joh 13,16f). Davon könnten nicht nur für die Ämtertheologie¹¹ ökumenische Impulse ausgehen, das joh. Hirtenbild kann auch für das Selbstverständnis der Seelsorge fruchtbar gemacht werden.

Pastorale Implikationen

Alle Hirtensorge wird fest verankert in der schlechthin uneinholbaren Lebenshingabe des Gottessohnes. Niemand anderes als Christus ist der wahre Hirte des Gottesvolkes. Das nimmt in die Pflicht, weil der unendliche Abstand zu ihm nicht davon abhalten darf, am Vor- und Urbild des Guten Hirten Maß zu nehmen. Der Hirtendienst wird aber gleichzeitig von erdrückenden Erwartungen entlastet, immer alles selbst in der Hand halten zu müssen. Petrus wird noch bis zu seiner letzten Begegnung mit dem Auferstandenen zur kritischen Wahrnehmung seines Versagens und seiner Grenzen angeleitet (Joh 21,15–22). Für den Weideauftrag qualifiziert ihn nichts anderes als seine persönliche Liebe zu Christus, die immer nur Antwort sein kann auf die Erfahrung seiner Liebe (vgl. Joh 15,12.16). Insofern bleibt jeder Hirte immer auch „Schaf“, das sich vom Ruf Christi verlocken lässt zum Auszug in die Weite seiner Liebe.

Der Einsatz des Guten Hirten dient keinem anderen Zweck, als dass die Seinen

„Leben haben und (im) Überfluss haben“ (Joh 10,10). In der Hirtensorge Jesu kommt uns eine großzügige Liebe entgegen, die nicht rechnet und nicht abrechnet. Sie kann sich verschwenden, weil sie den Tod nicht fürchtet, sondern aus ihm die Fülle unzerstörbaren Lebens erweckt. Eine Kirche, die sich in der Lebenshingabe Christi geborgen weiß, muss sehr genau prüfen, was sie dem Diktat des knappen Geldes opfert. Sie sollte den Mut behalten, sich immer wieder über alle ängstlichen Abwägungen und Kalkulationen hinaus führen zu lassen. Sie tritt erst aus dem engen Pferch der puren Nützlichkeit heraus, wenn an ihr erfahrbar bleibt, dass sie aus dem Überschuss der göttlichen Liebe lebt, dass sie ihn selbst missionarisch verströmt (vgl. Joh 7,37f).

Das Bild des guten Hirten, das Johannes seiner Gemeinde entfaltet, ist ein Krisenbild. Es thematisiert vor allem die Stunde der Gefahr. Das Urbild und Vorbild aller Hirtensorge im Sohn gewinnt scharfes Profil über die Kontrastfiguren, welche die gesamte Bildrede durchziehen. Die einzige positive Nebenfigur der Rede, der Türhüter (V 3), wird bezeichnenderweise mit keiner besonderen Bedeutung belegt. Scheinen die „Diebe und Räuber“ (vgl. V 8 mit V 1) als „Fremde“ (V 5) eher für eine Bedrohung von außen zu stehen, verdient eine Figur, die erst in V 12 neu eingeführt wird, besondere Beachtung: der angemietete Tagelöhner, der Mietling. Gleich ob man in ihm nichts weiter als eine rein literarische Negativfolie für den Guten Hirten erkennt oder explizit das „Bild für einen schlechten Gemeindeleiter“¹² gezeichnet sieht, ein polemischer Unterton des Bildes ist kaum zu überhören. Der Mietling hat an den Schafen, weil sie ihm nicht gehören, kein wirkliches Interesse. Nichts ist der Seelsorge abträglicher als jede Art von „Angestelltenmentalität“,¹³ die einen pastoralen Service ohne echte innere Anteilnahme erbringt.

Das Bild des Hirten gehört nicht nur im alten Israel, sondern in der gesamten Antike zu den bevorzugten Herrschaftsmetaphern.¹⁴ Doch schildert die Rede kein Herrschaftsverhältnis von Befehl und Ge-

horsam, vielmehr bestimmen Zuneigung und vertraute Anhänglichkeit, fürsorgliches Führen und freies Folgen das Verhältnis zwischen Hirt und Herde. Wo das Amt des Gemeindeleiters zunehmend von administrativen Aufgaben des Managements und der Koordination bestimmt ist, darf darunter die Kultur der Glaubenskommunikation nicht leiden. Sonst bestünde die Gefahr, dass die alte Pfarrherrlichkeit nur in neuem Gewand durch die „Hintertür“ zurückkehrt.

Das schon in der Antike zuweilen verhöhnnte „dumme Schaf“¹⁵ erfährt in biblischen Texten, und erst recht in der Hirtenrede unbedingte Wertschätzung: Auf intimer Kenntnis, persönlicher Verbundenheit, einem zutiefst persönlichen Verhältnis beruht es, dass der Hirt die Seinen beim Namen zu nennen weiß (V 3). Daraufhin schließen sich die Schafe ihrem Hirten an, denn sie wissen sich damit in ihrem ureigenen Wesen angerufen. Seelsorge ist und bleibt ein Beziehungsgeschehen. Das gegenseitige „Kennen“, das Johannes im Sinn hat, zielt letztlich auf ein mystagogisches Verstehen des Persongheimnisses Jesu Christi (V14f). An einer intensiven und tiefen Christusfrömmigkeit hängt für den Evangelisten das Überleben seiner von außen und innen bedrängten Gemeinde. Denn nur einer ist es, der die Menschen wirklich kennt, der auch das innerste Geheimnis eines jeden Menschen zu schützen weiß vor den Ausschlechtern und den Verführern. Doch fußt jede echte Mystagogie auf durchdrungener Alltagswirklichkeit, auf geteilter Lebenserfahrung. Seelsorge, die die Stimme des guten Hirten vernehmbar machen will, darf nichts und niemand anders als den konkreten, einzelnen Menschen im Sinn haben.

Die Rede vom Ein- und Ausgehen (V 9) schließlich weist – auch wenn das Bild nicht überstrapaziert werden sollte¹⁶ – auf Sammlung und Sendung als den unverzichtbaren Grundvollzügen jedes christlichen Gemeindelebens: Die Versammlung zum Gottesdienst, um die Gegenwart des Guten Hirten zu feiern und auf seine Stimme zu hören (vgl. 10,3f.16.27), soll

einen immer tiefer verstehenden Glauben stärken, der zur Sendung in eine oft gottvergessene Welt, zu den „anderen Schafen aus anderen Höfen“ (V 16) befähigt. Wie viel Zeit geben wir dem Austausch des Glaubens, um die uns umgebende Wirklichkeit tatsächlich immer besser im Licht des Evangeliums deuten und auf sie zugehen zu können? Im Wechselspiel von Sammlung, die sich neu auf Gottes Wort ausrichtet, und der Sendung über den binnenkirchlichen Betrieb hinaus kann das Evangelium jenen Überfluss preisgeben, der Menschen tragenden Sinn in ihrem Leben entdecken lässt.

Rückblick als Ausblick

Bei seinem Amtsantritt vor fünf Jahren hat Papst Benedikt XVI. den Petrusdienst symbolisch ausgedeutet über die Insignien seines Amtes. Besonders eindringlich ging er auf das Symbol des Palliums ein. Wenn sie auch stärker von Mt 18,12–14^{par}¹⁷ angeregt sind, bringen seine Worte doch auf eine treffliche Kurzformel, was wahre christliche Hirtensorge ausmacht: „Aus der Wolle von Lämmern gewonnen, will es das verirrte Lamm oder auch das kranke und schwache Lamm darstellen, das der Hirt auf seine Schulter nimmt und zu den Wassern des Lebens trägt. Das Gleichnis vom verlorenen Schaf, dem der Hirte in die Wüste nachgeht, war für die Kirchenväter ein Bild für das Geheimnis Christi und der Kirche. Die Menschheit, wir alle, sind das verlorene Schaf, das in der Wüste keinen Weg mehr findet. Den Sohn Gottes leidet es nicht im Himmel; er kann den Menschen nicht in solcher Not stehen lassen. Er steht selber auf, verlässt des Himmels Herrlichkeit, um das Schaf zu finden und geht ihm nach bis zum Kreuz. Er lädt es auf die Schulter, er trägt unsere Menschheit, er trägt uns – er ist der wahre Hirt, der für das Schaf sein eigenes Leben gibt. Das Pallium sagt uns zuallererst, dass wir alle von Christus getragen werden. Aber er fordert uns zugleich auf, einander zu tragen. So

wird das Pallium zum Sinnbild für die Sendung des Hirten. ... Den Hirten muss die heilige Unruhe Christi beseelen, dem es nicht gleichgültig ist, dass so viele Menschen in der Wüste leben“.¹⁸

Zu dieser Unruhe aber sollte uns auch eine verwüstete, weil zerrissene Christenheit drängen. Für den Evangelisten Johannes ist der Grund aller Einheit allein die lebendige Gegenwart der Herrn in seiner Kirche. Wo auf seine Stimme ausdauernd und aufmerksam gehört wird, da wird er uns sicher über alle Auseinandersetzungen um Organisationsformen, Bekenntnissätze und Ämterstrukturen zu jener Einheit zu führen, die allein seinem Willen entspricht: „Und sie werden sein: eine Herde, ein Hirt“ (Joh 10,16).¹⁹

Anmerkungen:

- ¹ Mit diesem Beitrag sei Prälat Edmund Stauffer aus Regensburg zu seinem Goldenen Priesterjubiläum am 29. Juni 2010 von ganzem Herzen gratuliert.
- ² Vgl. zur vielschichtigen Wirkungsgeschichte H. M. Stenger, *Im Zeichen des Hirten und des Lammes. Mitgift und Gift biblischer Bilde*. Mit einem Beitrag von Robert Oberforcher. Innsbruck – Wien 2002.
- ³ Ein knapper Überblick dazu findet sich in der instruktiven Gesamtdarstellung von U. Heckel, *Hirtenamt und Herrschaftskritik. Die urchristlichen Ämter aus johanneischer Sicht* (BThSt 65). Neukirchen-Vluyn 2004, 43–48.
- ⁴ Mit U. Wilckens, *Das Evangelium nach Johannes* (NTD 4). Göttingen 1998, 154: Joh 10 „muß als Ganzes als Fortsetzung von Kap. 9 erklärt werden. Dann sieht man, daß die Bildrede 10,1ff von Anfang an polemische Züge hat, die sich gegen Feinde der Schafe richtet, vor denen sie Jesus bewahrt“.
- ⁵ U. Wilckens, *Kommentar*, 164.
- ⁶ Wie das polyphone Zusammenspiel der Metaphern eines Motivfeldes die Sinnwelt des Evangeliums poetisch aufbaut, hat eindrucksvoll gezeigt: R. Zimmermann, *Christologie der Bilder im Johannesevangelium. Die Christopoetik des vier-*

ten Evangeliums unter besonderer Berücksichtigung von Joh 10 (WUNT 171). Tübingen 2004, bes. 241–342.

- ⁷ So zu Recht U. Heckel, Hirtenamt, 142.140. Dies gilt auch dann noch, wenn man das „Nachtragskapitel“ Joh 21 und die Hirtenrede Joh 10,1–18(21) unterschiedlichen Verfassern zuschreibt.
- ⁸ Das griechische Wort „paroimia“ begegnet nur in Joh 10,6 explizit auf einen bestimmten Text bezogen und meint in Joh 16,25.29 die „(noch) verhüllte Rede“; sonst nur noch 2 Petr 2,22.
- ⁹ Daher ist die Annahme abwegig, solche Vollmacht laufe dem Ineinander der joh. Erhöhungsvorstellung zuwider. (So M. Theobald, Das Evangelium nach Johannes. Kapitel 1–12 [RNT], Regensburg 2009, 682f). Dies verkennt m. E., dass „sein Leben hinzugeben“ und es wieder „an sich zu nehmen“ wohl unterscheidbare, aber doch nicht getrennte Vorgänge im selben Geschehen sind. Ansonsten würde Johannes den Tod Jesu tatsächlich doketisch auflösen.
- ¹⁰ Ch. Dietzfelbinger, Das Evangelium nach Johannes. Johannes 1-12 (ZBK 4.1), Zürich 2001. 315.
- ¹¹ Vgl. dazu die Erwägungen bei U. Heckel, Hirtenamt 188–195.
- ¹² So dezidiert U. Heckel, Hirtenamt, 118–123. Nach R. Schnackenburg haben die Kirchenväter, die es genauso sahen, nur ihre pastoralen Interessen in den Text eingelesen (vgl. ders., Das Evangelium nach Johannes. Kapitel 5-12. Freiburg i. Br. 41985, 373 mit Anm.1).
- ¹³ So treffend U. Heckel, Hirtenamt, 122.
- ¹⁴ Belege bei J. Kügler, Der andere König. Religionsgeschichtliche Perspektiven auf die Christologie des Johannesevangeliums (SBS 178). Stuttgart 1999, 109–115; sowie bei U. Schnelle, Das Evangelium nach Johannes (ThHK 4). Leipzig ³2004, 195 mit Anm. 124.
- ¹⁵ So etwa in der griechischen Komödie bei Aristophanes (Nubes 1203).
- ¹⁶ So R. Schnackenburg, Kommentar, 368: „Wieder darf man das Bild nicht pressen und nach Einzelzügen ausdeuten. Es kommt nur auf das Ziel an, die Weide des Lebens zu gewinnen“.
- ¹⁷ Die Wirkungsgeschichte hat freilich das Gleichnis vom verlorenen Schaf seit frühester Zeit mit der joh. Hirtenrede kombiniert (vgl. H. M. Stenger, Im Zeichen des Hirten, 85).
- ¹⁸ Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Der Anfang – Papst Benedikt XVI. – Joseph Ratzinger. Predigten und Ansprachen April/Mai 2005 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 168). Bonn 2005, 32f.
- ¹⁹ Dass dies für Johannes keineswegs Utopie ist, betont mit vollem Recht M. Theobald, Kommentar, 684.

Petro Müller / Winfried Schlüter

Für ein gutes Miteinander der Kirchen – ein kleiner ökumenischer Knigge

Der 2. Ökumenische Kirchentag vom 12. bis 16. Mai 2010 in München hat nicht nur eine große Anzahl von Menschen angezogen – ca. 130.000 Dauerteilnehmer wurden gezählt, dazu noch bis zu 11.000 jeweilige Tagesteilnehmer – er hat auch sehr viele positive Spuren in der kirchlichen und gesellschaftlichen Öffentlichkeit hinterlassen. Die meisten Berichtersteller zogen ein positives Fazit. Es hat sich gezeigt, dass der bisher beschrittene Weg der Ökumene weder eine Einbahnstraße noch eine „Eintagsfliege“ ist, auch kein kurzfristiger „Event“, sondern eine tatsächliche Erfolgsgeschichte. Gerade die Öffnung hin zur multilateralen Ökumene zeigte sich durch die Beteiligung orthodoxer und freikirchlicher Mitveranstalter und Besucher. Es zeigte sich aber auch: Ökumene braucht Zeit, sie braucht einen langen Atem, zugleich fachliche Kenntnis und einen gute Umgangsstil, um sich als nachhaltig zu erweisen.

Eine solche Sicht der Ökumene will der vorliegende Artikel empfehlen, indem er beschreibt, was Ökumene ist und sein will, indem er aber auch einige unverzichtbare Grundregeln empfiehlt, eine Art „kleiner ökumenischer Knigge“.

1. Was ist eigentlich Ökumene?

„Ökumene“ – ein Wort, das für uns alle sicher und geläufig erscheint. Wir sprechen

von ökumenischen Gottesdiensten, wir wissen um Feste und Veranstaltungen, die gemeinsam organisiert werden. Konfessionsverbindende Brautpaare wünschen sich eine „ökumenische Trauung“. Wir haben – mehr als frühere Generationen – Zugang zu ökumenischen Gesprächspartnern. Man könnte meinen, Ökumene sei etwas Alltägliches geworden – dennoch: es gibt ganz unterschiedliche Kontexte zu diesem Begriff.

Deshalb vorab eine **Begriffsklärung**:

- „Ökumene“ (griech.: oikuméne) meinte zum „bewohnten Erdkreis“ zu gehören, das hieß: zum Römischen Reich. Später wurde es umgedeutet. Man gehörte zur Kirche als ganzer – insofern: ein anderer Begriff für „katholisch“ (griech.: *kat'holon*), das anze betreffend. Ökumene ist dann der christliche Bereich, der die ganze Welt umspannt. Matthäus überliefert: *„Dieses Evangelium vom Reich wird auf der ganzen Welt verkündet werden, damit alle Völker es hören“ (en holé te oikuméne; Mt 24,14).*

Auch Jesu Taufauftrag in Mt 28 meint die ganze Ökumene oder *kat'holon*: *„Geht zu allen Völkern, und macht alle Menschen zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,18–20).*

- Heute versteht man unter Ökumene die Beziehungen zwischen mehreren Kirchen bzw. Christen verschiedener Konfessionen, und das lokal, regional, landesweit oder weltweit. Zudem unterscheiden wir zwischen bilateraler und multilateraler Ökumene, je nach dem, ob zwei oder mehrere Kirchen miteinander sprechen und handeln.

Seit dem 20. Jh. wurde „Ökumene“ vor allem im weltweiten geographischen Sinn verstanden mit einer weltweiten missionarischen Ausrichtung.

- Von evangelischer Seite her verstand man in der ökumenischen Bewegung zu Beginn des 20. Jh. darunter zunächst den Kontakt zwischen den Kirchen unterschiedlicher Kontinente – etwa die evangelischen Missionskirchen und die Mutterkirchen in Deutschland.
- Dieser Begriff wurde seit der Weltmissionskonferenz in Edinburgh im Jahr 1910 reflektiert und insgesamt auf die Beziehungen unterschiedlicher Kirchen, kirchlicher Gemeinschaften und Konfessionen angewendet, vor allem seit der Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen (1948).
- Das birgt inzwischen immer die geistliche Haltung, dass man erkennt bzw. erkennen sollte, zu einer *weltweiten* christlichen Gemeinschaft der Kirchen zu gehören und den Willen, eine sichtbare Einheit der Kirche Jesu Christi anzustreben.
- In der katholischen Kirche gehört Ökumene mit und seit dem II. Vatikanischen Konzil (1962–1965) wesensmäßig zum Selbstverständnis.

Vier Dimensionen der Ökumene

Ökumene meint *alle* Aktivitäten, die sich um das gemeinsame ökumenische Anliegen bemühen. Wir unterscheiden heute mehrere Dimensionen des Ökumenismus, die uns helfen, die ökumenische Arbeit mit ihren Zielen zu strukturieren.

- Geistlicher Ökumenismus

Er steht an erster Stelle, quasi als „Herz der Ökumene“, denn das gemeinsame Gebet der Christen, ihr Gottesdienstfeiern, ihr Lesen in der Hl. Schrift und ihre angestrebte geistliche Erneuerung sind die Grundvoraussetzung ökumenischen Handelns. Es geht also um eine spirituelle Grundhaltung aus dem Wissen heraus, dass die Einheit ein Anliegen Jesu ist („*Alle sollen eins sein*“; Joh 17,21a).

- Praktischer Ökumenismus

Auf dieser Basis ruht die zweite Dimension: der praktische, handlungsorientierte Ökumenismus. Hier geht es um ein

gemeinsames Anpacken, um das Aufeinander-zu von Christen und Gemeinden zum gemeinsamen Tun. Christen praktizieren Einheitliches noch vor der angezielten vollkommenen Einheit, etwa durch Selbstverpflichtungen wie in der Charta Oecumenica (Nr. 3 u. 4). In solchem Tun steckt ein gemeinsames Zeugnis und die Freude an der erlebten Gemeinschaft von Christen.

- Sozial-caritativer Ökumenismus

Dieser dritte Bereich folgt konsequent, denn der diakonische und soziale Aspekt unseres gemeinsamen Christseins ist ein klares Zeugnis gegenüber der Gesellschaft: Ökumenische Sozialstationen, Kindergärten, Jugendarbeit, Hilfsprojekte – aber auch: gemeinsame Texte, die zurecht sozial-ethische Anliegen in unsere Gesellschaft tragen, wie das gemeinsame Sozialpapier von EKD und DBK (1997).

Beide Bereiche – praktische und diakonische Ebene – überlappen einander. Man kann beide auch fassen in den Stichworten „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung“, die ja die drei großen Europäischen Ökumenischen Versammlungen (Basel – Graz – Sibiu) geprägt haben.

- Theologischer Ökumenismus

Er meint jene Ebene, die theologisch-wissenschaftlich gegenseitige Standpunkte abklopft, Gemeinsamkeiten entdeckt oder neu formuliert und schließlich zu offiziellen Übereinstimmungen kommt: Ökumene der Dokumente wie Konsens-/Konvergenz-Papiere. Es ist dies keine Papier-Ökumene, wie manche meinen, sondern eine wichtige Reflexion darüber, auf welchem gemeinsamen Boden wir als Christen stehen.

2. Grundhaltungen im ökumenischen Miteinander

Zur Erinnerung: Ökumene gehört zum *Wesen* einer evang.-luth. Kirche. Ihr Bekenntnis ist auf Einheit der Kirche angelegt. Sie versteht sich als Teil der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche (Ökumenekonzeption der Landeskirche). Ökumene ist für die röm.-kath. Kirche *Wesen und Auftrag* der Kirche Jesu

und *unumkehrbar* (Johannes Paul II, Enzyklika: *Ut Unum sint*). Der Prozess der Ökumene geht voran, geistlich, visionär, freundschaftlich, motiviert, vielfältig, gelassen, vertrauensvoll, baut Brücken zwischen großen und bei uns kleinen Kirchen, Freikirchen, Gemeinden.

Wichtig dabei sind **gewonnene Grundhaltungen**:

1. Informiert reden und handeln

Nur wer weiß, wer die ökumenischen Partner sind, was sie glauben, wie sie leben, kann sich auf einen gemeinsamen Weg machen. Ökumene braucht Bildung durch Besuche, Fortbildung, Information, Diskussion, Projekte, Grundkenntnis über den Stand im ökumenischen Prozess, durch die Bereitschaft zu lernen, sich auseinander zu setzen, und die Neugierde auf das Gemeinsame.

2. Sich Respektieren und Vertrauen

Kirche Jesu ist eine, sucht Einheit, zeigt sich aber real in Konfessionen vielfältig. Respekt vor Überzeugung und Tradition der anderen und Wertschätzung des je anderen Glaubensentwurfs schafft Vertrauen. Gleich-Gültigkeit oder Arroganz sind Gift. Der Dialog ist auf Augenhöhe, im Geist des Evangeliums. Reden nach Innen und nach Außen hat sich zu decken. Stetigkeit, Verlässlichkeit, Verbindlichkeit stärkt das Vertrauen.

3. Aufeinander achten und sich einsetzen für die Anliegen der anderen

Das ökumenische Netz ist eng. Innerkirchliche Entscheidungen und Papiere haben oft Rückwirkungen auf andere Kirchen. Der ökumenische Kontext ist sensibel zu beachten.

Wie würde ich entscheiden, säße der ökumenische Partner mit am Tisch? Andererseits, sich für die Anliegen, auch Nöte, der anderen Konfession, gerade der bei uns kleineren Kirchen einzusetzen, ist Zeichen einer fürsorglichen, angstfreien, empathischen Ökumene.

4. Den Glauben vertiefen und weiter entwickeln

Ökumene lebt davon, seinen eigenen Glauben froh zu pflegen und die eigenen Überzeugungen offen und werbend einzubringen, aber auch sich reich zu machen an geistlichen Formen anderer Traditionen. Die ökumenische Spiritualität, das gemeinsame Hören auf das Evangelium, die Sehnsucht nach der Fülle der Wahrheit, ist Zentrum im ökumenischen Prozess. „Wer glaubt, zittert nicht“ im ökumenischen Dialog.

5. Gemeinsame christliche Überzeugungen in ökumenischer Weite im Alltag vertreten

Jede Kirche schöpft aus einem breiten Strom biblischer Tradition und geschichtlicher Entwicklung. Ökumenische Sorgfalt achtet konfessionelle Akzente und will nicht in Widerspruch zur eigenen Kirche bringen. Andererseits gehört es zur ökumenischen Redlichkeit, dankbar festzuhalten und in Praxis, Pastoral und Liturgie weiterzugeben, was die Kirchen für einen Schatz an gemeinsamer christlicher Grundüberzeugung haben. Durch die gemeinsame Taufe, als Beispiel, sind wir auf dem Weg der „Weitervereinigung“ (Paul-Werner Scheele).

6. Miteinander auf gesellschaftliche Probleme reagieren, gemeinsam handeln.

Das ökumenische Miteinander der Kirchen ist ein gesellschaftspolitisch wichtiges Zeichen. Christen lernen: Mit einer Stimme reden hat Gewicht in sozial-diakonischen Herausforderungen, ethischen Fragen, beim Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Lebensgrundlagen. Auf dem 2. Ökumenischen Kirchentag kam dies neu auf den Prüfstein.

7. Visionen haben, sich in Geduld und Ungeduld zugleich üben

Die Spaltung der Kirchen hinnehmen, sich konfessionell genügen, ein Miteinander nicht wollen, ist gegen das Evangelium. Visionen von der spürbaren, sichtbaren

Einheit der Konfessionen und Kirchen Jesu in versöhnter Verschiedenheit spornen das ökumenische Miteinander an. Es braucht den langen Atem der Geduld, fröhlich dran zu arbeiten, dafür zu beten, damit zusammen wächst, was zusammen gehört. Aber es braucht zugleich den Trotz und die „heilige Ungeduld“, dass das nicht ewig dauert und der nächste Schritt getan wird.

Zum guten Schluss

Diese sieben Grundhaltungen, eine Art „kleiner ökumenischer Knigge“, wollen helfen, für das Streben nach Einheit der Kirche Jesu zu begeistern, das ökumenische Miteinander mutig und geduldig zu gestalten, bewährte Standards und erreichte Verbindlichkeiten festzuhalten, Berechenbarkeit, Vertrauen, Belastbarkeit zu lernen, und, wenn nötig, Krisen zu meistern.

Albert Gerhards

Grabeskirchen

Eine denkmalgerechte und pastorale Chance für Kirchenumnutzungen?

Ein Tagungsbericht

Seit der Wiedereröffnung der kath. Pfarrkirche St. Josef in Aachen als sogenannte Grabeskirche an Allerheiligen 2006 stellen Kolumbarien oder Urnenkirchen eine neue Option in der Umnutzungsdebatte dar. Seitdem wurden zahlreiche weitere Projekte realisiert oder angestoßen. Allein im Bistum Aachen hat man Allerheiligen 2009 mit der Elisabethkirche in Mönchengladbach eine zweite Urnenkirche eingeweiht, weitere Projekte stehen an. Der Verein für christliche Kunst im Erzbistum Köln und Bistum Aachen e.V. befasst sich schon seit den 90er Jahren mit der Thematik der Kirchenentwidmungen bzw. -umwidmungen. Daher lag es nahe, anlässlich der Einweihung der Mönchengladbacher Grabeskirche am 1. Mai 2010 zu einer Tagung des Vereins für christliche Kunst im Erzbistum Köln und Bistum Aachen einzuladen, die das mit solchen Einrichtungen verbundene Themenspektrum wenn nicht abdeckt, so doch einigermaßen andeutet. Dabei geht es um sehr disparate Themen. Zum einen sind Fragen der Architektur, der Denkmalpflege und Kunstgeschichte tangiert. Damit verbunden sind Aspekte der liturgischen Ästhetik und Funktionalität sowie der Praktikabilität. Für einen der christlichen Kunst verpflichteten Verein spielen die künstlerischen Belange selbstverständlich eine bedeutende Rolle. Doch lässt sich all dies nicht trennen von der grundsätzlichen Frage nach der Angemessenheit solcher Projekte angesichts der Tradition der kirchlichen Begräbniskultur. Bis in die sechziger Jahre des Jahrhunderts hinein war die Kremation von Seiten der Kirche nicht

erlaubt. Angesichts der radikal veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen hat sich auch die Kultur der Bestattung grundlegend geändert. Dieser neuen Situation haben sich die Gemeinden und die übergeordneten Instanzen zu stellen. Dabei geht es um die Frage, ob man nicht aus der Not eine Tugend machen kann, und wenn ja, auf welche Weise. Der Blick auf das Gesamtkonzept der Grabeskirche St. Elisabeth sowie auf einige weitere vergleichbare Projekte sollten bei der Kriterienfindung helfen.

Nach der Begrüßung des Vorsitzenden des Vereins, Domkapitular Prälat Josef Sauerborn (Köln) sowie des zweiten Vorsitzenden und Hausherrn der Grabeskirche, Pfarrer Wolfgang Bußler, hielt der Verfasser eine Einführung in die Thematik unter dem Titel „Von der Kirche zum Kolumbarium. Gedenkformen einer Kultur des Lebens als Herausforderung christlicher Gemeinden in pluralen Gesellschaften.“ Er ordnete die spezifische Thematik der Tagung in die größere Perspektive des sinnvollen Umgangs mit „überzähligen Kirchen“ ein, die nicht allein unter ökonomischen Gesichtspunkten gesehen werden darf. Vielmehr müsse man die vorhandenen Kirchenräume als Chance sehen, sich auf eine neue Weise innerhalb der Gesellschaft zu positionieren. Sind solche Räume einmal aufgegeben, hat man sich der damit verbundenen Chancen begeben.

Anhand des Beispiels der Aachener Grabeskirche wurden einige der Bedingungen genannt, die zum Gelingen eines solchen Projekts beitragen. Dazu gehören eine günstige städtebauliche Lage, die Eignung des Gebäudes, eine gute Inneneinrichtung, ausreichend vorhandene Nebenräume, ein gültiges theologisches und pastorales Konzept sowie eine kompetente liturgische Ordnung. Es nützt nichts, allein Räume für Urnenbegräbnisse einzurichten, wobei hier eine stimmige künstlerische Lösung gewiss nicht zu unterschätzen ist. In erster Linie geht es aber um die Erneuerung einer Kultur des Gottes-Gedenkens, d.h. um die angemessene Gestalt der symbolischen

Präsenz der Kirchen mit ihrem Anspruch, die Botschaft von dem in Jesus Christus erwirkten göttlichen Heil dieser Welt mitzuteilen. In diesen Anspruch ist die gesamte Existenz eingeschlossen, vom Beginn bis zu ihrem Ende und darüber hinaus. Zum christlichen Menschenbild gehören Menschenwürde und ehrendes Gedenken jeder einzelnen Person, und zwar nicht aufgrund heroischer Leistungen oder gesellschaftlichen Ansehens, sondern allein aufgrund der Gnade Gottes. Dafür steht die christliche Kultur des Gedenkens, die mit den Grabeskirchen und entsprechenden pastoralen Konzepten ein neues Markenzeichen finden könnte.

Dr. Kerstin Gernig, Geschäftsführerin des Kuratoriums deutsche Bestattungskultur (Düsseldorf) hielt daraufhin ein Referat zum Thema: „Beisetzungskirchen im Spannungsfeld der Entwicklung der Bestattungskultur“. Das Referat bot ein breites Spektrum heutiger Bestattungsformen, die seit geraumer Zeit einem gravierenden Wandel unterworfen sind. Die klassische Erdbestattung spielt eine immer geringere Rolle; an deren Stelle treten vielfältige Formen der Beisetzung, von der Seebestattung über Urnenfeld und Kolumbarium bis hin zum Friedwald oder gar zum gepressten Diamanten. Dementsprechend hat sich das Berufsbild des Bestatters grundlegend gewandelt, manches Bestattungsunternehmen ist zum Kompetenzzentrum rund um Sterben und Tod sowie zur Betreuung der Hinterbliebenen geworden. Die Kirche, einst Monopolhalterin auf diesem Gebiet, ist weitgehend abgehängt. Hier stellt sich die Frage, inwieweit Urnenkirchen eine Möglichkeit darstellen, sich im Konzert der Anbieter neu aufzustellen.

Nach der eingehenden thematischen Einführung in den kirchlichen und gesellschaftlichen Bezugsrahmen folgte eine Führung durch die Grabeskirche durch Pfarrer Wolfgang Bußler und den Geschäftsführer der Grabeskirche, Frank Cremers. Neben den kunstgeschichtlichen und ökonomischen Fragen bezogen sich die Ausführungen der Gemeindeferentin

Ulrike Gresse auf das zugrunde liegende pastorale Konzept. Von größter Bedeutung ist dabei der Dienst der Ehrenamtlichen in der Grabeskirche, der weit über die Aufsichtstätigkeit hinausgeht und in den seelsorglichen Bereich hereinreicht.

Einen zweiten inhaltlichen Schwerpunkt bildete nach der Mittagspause das Referat des Münsteraner Kirchenrechtlers Prof. Dr. Thomas Schüller „Die Umnutzung von Gemeindekirchen zu Grabeskirchen. Kirchenrechtliche Aspekte“. Darin wurde deutlich, mit wie vielen historisch bedingten Fußangeln im Umwidmungsprozess einer Pfarrkirche zur Grabeskirche man rechnen muss. Das Haupthindernis ist das kirchliche Verbot von Begräbnissen in Kirchen. Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, müssten Kirchen profaniert werden, wodurch diese aber nicht mehr für den Gottesdienst genutzt werden dürfen. Am sinnvollsten erscheint eine Teilprofanierung, wobei es hier auf eine genaue Raumdefinition ankommt. Schüller verwies seinerseits auf die große Bedeutung eines guten pastoralen Konzepts für eine solche Grabeskirche. Als positives Beispiel nannte er das Trauerzentrum in und an St. Michael in Frankfurt/Main, einer Kirche von Rudolf und Maria Schwarz. Dort sind freilich keine Urnenbestattungen in, sondern in einem Feld neben der Kirche vorgesehen.

An das Referat des Kirchenrechtlers schloss sich eine Podiumsdiskussion mit den Referenten sowie der Kunsthistorikerin Dr. Monika Schmelzer (Pulheim) an, die ein Impulsreferat über zwei weitere Kolumbariumsprojekte in Hannover und Osnabrück hielt. Hier wurde die Bedeutung einer künstlerisch hochwertigen Lösung offenkundig, welche freilich mitunter aus Kostengründen dann doch nicht zustande kommt. Teilnehmer am Podium war auch der Architekt der Umwandlung von St. Elisabeth zur Grabeskirche, Dr. Burkhard Schrammen (Mönchengladbach). Die Diskussion, die bald zum Publikum hin geöffnet wurde, beleuchtete noch einmal die Brennpunkte des Themenspektrums. Insgesamt ist die Nachfrage für Urnenplätze in

Mönchengladbach wie auch an anderen Orten außerordentlich hoch. Dies entspricht dem allgemeinen Trend zur Abkehr vom klassischen Begräbnis. Auf die damit verbundenen ökonomischen wie kulturhistorischen und religiösen Probleme wurde von verschiedener Seite hingewiesen. In der Tat ist die christliche Tradition aufgrund der zentralen Bedeutung des Grabes Christi und der Jerusalemer Grabeskirche durch die Beisetzung des unversehrten Leichnams geprägt. Doch unterscheidet sich die mediterrane Form des Begräbnisses in Grabkammern gravierend vom Erdbegräbnis Mitteleuropas. Die Möglichkeit, Grabeskirchen für die Bestattung des ganzen Leichnams einzurichten, wurde erörtert, scheitert aber wohl an Raumproblemen. Man war sich einig, dass man zumindest nach derzeitiger Lage der Dinge keinesfalls der Monopolisierung der Kremation Vorschub leisten darf, wobei der Trend dorthin wohl unumkehrbar sein dürfte. Jetzt aber sind beide Formen zu pflegen, wozu auch eine angemessene Form der Urnenbestattung in liturgischer Hinsicht gehört. Hier bieten die bisherigen kirchlichen Agenden kaum Überzeugendes. Wenn das architektonische Konzept stimmt und wenn vor allem ein gutes pastorales Programm mit entsprechender personeller Ausstattung vorliegt, Stellen Urnenkirchen eine große Chance neuer kirchlicher Präsenz in unserer Gesellschaft dar. Die Grabeskirche St. Elisabeth in Mönchengladbach ist dazu gut aufgestellt, wie der Studientag zeigte. Abgeschlossen wurde er durch Musik und Texte zu Tod und Trauer mit Geige, Stimme und Orgel, dargeboten vom Mönchengladbacher Münsterkantor Klaus Paulsen und dem Komponisten Miro Dobrowolny. Bei der eindrucksvollen Darbietung zeigte der restaurierte Kirchenraum neben seinen optischen auch seine akustischen Qualitäten.

Gabriele Althen-Höhn

Schulgottesdienste – von und mit Schülerinnen und Schülern

Ein Erfahrungsbericht

Gott? Gott! – Himmel oder Hölle: Du kriegst, was du verdienst! – Die Hoffnung nicht aufgeben: Wunder geschehen! – Freundschaft zwischen den Religionen – Rache oder Vergebung? – Wer bin ich: ohne Maske?! – Wa(h)re Weihnacht – Glaubst du schon oder suchst du noch? – Der Traum von einer neuen Welt – Gerechter Friede

Fragen, Thesen, Stichworte – so beschreiben Schüler(innen) die Themen ihrer Schulgottesdienste. Zugegeben: keine besonders einfallreichen Ideen, hier sind keine Sprach-Artisten am Werk, nichts Herausragendes ist erkennbar. „Wir haben aber schon bessere Ideen gehabt“ – mögen die einen oder anderen denken. So unspektakulär und zufällig die Themen und Gedankensplitter wirken, so bedeutsam waren sie für die Schüler(innen), die Schulgottesdienste gestaltet haben.

Zum Selbstverständnis konfessioneller Schulen gehören Schulgottesdienste. Es ist aber keine Selbstverständlichkeit, dass sie von Jugendlichen gerne und freiwillig besucht werden oder gar als eigenes Anliegen angenommen werden. Immer wieder gibt es Disziplinprobleme, mangelndes Interesse und Überlegungen unter den Verantwortlichen, wie und mit wem die Schulgottesdienste gestaltet werden können. „Nicht ohne die Schüler“ – das war wie ein Leitmotiv für die Konzeption des CJD-Königswinter. In einem jahrelangen Prozess ist es

gelingen, möglichst viele Klassen und Lehrer an den Gestaltungen der Schulgottesdienste zu beteiligen. Bewährt hat sich die Orientierung an den Schülern, als die Schule die Trauer um eine Schülerin zu bewältigen hatte, die in der Nähe ihres Elternhauses und der Schule einem besonders schweren Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen war.

Wie die Schulgottesdienste in die Hände der Schüler gelegt werden

Die Jugenddorf-Christophorus-Schule in Königswinter besteht aus einer Realschule und einem Gymnasium, deren Träger das Christliche Jugenddorfwerk Deutschlands – CJD – ist, das wiederum von einem evangelischen Pfarrer gegründet wurde. Als Pastoralreferentin des benachbarten Seelsorgebereichs bin ich verantwortlich für die katholischen und ökumenischen Gottesdienste der Schule. Bei der Größe der Schule – 1200 Schüler und 90 Lehrer – war und ist es eine besondere Herausforderung, regelmäßig Schulgottesdienste zu feiern. Dass die Schulgottesdienste eine „Sache der Schüler“ wurden, hängt besonders mit der Arbeit des Religionspädagogischen Kreises zusammen. Bis zu 20 Lehrer und Lehrerinnen besprechen die schulpastoralen Anliegen und übernehmen ein bis zwei Gottesdienste pro Schuljahr für ihre Religionsgruppe oder Klasse.

Verpflichtend sind die Gottesdienste für die 5., 6., 7. Klassen; sie liegen in den ersten Schulstunden. Die Gottesdienste für die Mittel- und Oberstufe sind freiwillig und werden seit einigen Jahren in den 2. und 3. Schulstunden gefeiert. Den Jugendlichen wird also der Gottesdienstbesuch „erleichtert“: Zum Gottesdienst in der ersten Stunde erscheinen, das war nicht unbedingt ‚cool‘. Es gab einen regelrechten Motivationsschub für die vorbereitenden Gruppen, als sie nicht mehr in einer kleinen Restgruppe Gottesdienst feiern mussten, sondern sicher sein konnten, dass viele ihrer Mitschüler kommen und mitfeiern.

Zum andern sind die Schulgottesdienste – mit wenigen Ausnahmen – Wortgottesdienste; die Schüler haben die Möglichkeit, „ihre“ Gottesdienste nicht nur vorzubereiten, sondern auch selbstverantwortlich zu gestalten und zu feiern.

Die gesamte Planung, die Gestaltung und die Durchführung der Gottesdienste liegen also in der Hand der verantwortlichen Klassen oder Kurse. In der Regel nehmen die Lehrer Kontakt mit der Pfarrerin und der Pastoralreferentin auf: Sie stehen jeweils den konfessionellen und gemeinsam den ökumenischen Gottesdiensten vor. Pro Schulhalbjahr werden ein konfessioneller und ein ökumenischer Gottesdienst gefeiert. Wenn Schüler dies wünschen, steht der katholische Pfarrer des Seelsorgebereiches für eine Eucharistiefeier zur Verfügung. Wer die Gottesdienste leitet – am CJD ist dies mittlerweile auch eine katholische Religionslehrerin mit Beauftragung für Wortgottesdienste – begleitet je nach Bedarf die Vorbereitungsgruppe und ist für das zuständig, was die Schüler(innen) nicht übernehmen: Liturgische Begrüßung, Predigt, Segenspendung.

Die Themen gehen also immer hervor aus der gemeinschaftlichen Arbeit der Schüler und Schülerinnen. Danach befragt, wie denn ein Thema gefunden wird und eine Gottesdienstvorbereitung abläuft, erzählt ein Schüler der Stufe 12: „Unsere Religionslehrerin teilte uns mit, dass sie unseren Religionskurs für den Weihnachtsgottesdienst der Oberstufe eingetragen hat. Dann setzten wir uns zusammen und überlegten, welches Thema wir auswählen wollen. Diesmal waren wir uns schnell einig: Wir wollten ein Krippenspiel aufführen. Einige waren damit zwar nicht einverstanden. Oberstufe und Krippenspiel, wie passt das denn zusammen? Aber der größere Teil unseres Kurses wollte es einmal probieren. Einige dachten sich ein Krippenspiel aus, andere kümmerten sich um die Lieder, wieder andere waren für die Gebete zuständig. Wir hatten bei den Proben in der Kirche sehr viel Spaß. Nachher waren alle von unserem Krippenspiel überzeugt.“

Sicherlich war dieser Gottesdienst ein besonders gelungenes Beispiel für die phantasievolle Zusammenarbeit, das religiöse Interesse und die Frömmigkeit der Schülerinnen und Schüler: Menschen aus verschiedenen Ländern machten sich auf den Weg und suchten wie die heiligen drei Könige den neugeborenen König: So fragte eine Inderin im Sari nach dem Weg nach Bethlehem, ein Mexikaner mit Sombrero fragte in fließendem Spanisch, ein Cheer-Leader-Girl tanzte nach Bethlehem, ein Franzose und eine Engländerin suchten nach dem Weg. Die Weihnachtsbotschaft mit Humor verkünden, das fällt Jugendlichen im Rheinland nicht schwer. Auch die Gebete und Lieder wurden in verschiedenen Sprachen vorgetragen. Es war faszinierend, wie die Glaubensverkündigung der Jugendlichen eingebettet war in ihre Lust und Ernsthaftigkeit am gemeinschaftlichen Spiel und Gebet.

Immer wieder höre ich von Lehrer(innen), die mit ihrer Gruppe einen Gottesdienst vorbereiten, egal ob Anspiel, Schattenspiel oder Texte präsentiert werden: „Viele Ideen kommen von den Schülern. Sie machen Kulissen und bringen Material oder einfache Verkleidungen selber mit. Ich muss manches zusammenführen, hier und da einen Tipp geben – mehr nicht.“ Die Vorbereitung der Gottesdienste nimmt drei bis vier Wochen in Anspruch. Mittlerweile sind die Klassen darin geübt, die verschiedenen Begabungen der Jugendlichen für die Gottesdienste einzusetzen: Häufig werden Plakate gemalt und im Schulgebäude ausgehängt: Schüler machen Werbung für den „eigenen“ Gottesdienst. Die „Techniker“ sind für die Musikanlage und Kulissen zuständig, die „Schauspieler“ präsentieren Thema, Evangelium oder Geschichte in einem Anspiel; andere können Texte, Gedichte oder Gebete selber schreiben. Manche Schüler wagen sich an die Auslegung der Lesung. Immer wieder gibt es Mädchen, die eine Gesangsausbildung machen und gerne vorsingen. Oft haben wir gelacht, wenn die Jugendlichen ihre Texte humorvoll und augenzwinkernd gespro-

chen haben. Zum Schmunzeln brachte uns der Schüler einer 7. Realschulklasse, der fehlerfrei das Evangelium las. Nach dem letzten Satz endete er erleichtert mit der ihm so bekannten Formel: „Wort des ledigen Gottes.“

Als im August 2007 eine Schülerin der 9. Jahrgangsstufe nach mehreren Tagen erfolgloser Suche ermordet gefunden wurde, haben die Schüler alle Möglichkeiten zum gemeinsamen Beten, Trauern und Gottesdienst wahrgenommen. Die religiösen Angebote waren die Orte, an denen gemeinsam der Wut, der Verzweiflung und dem Schmerz Ausdruck gegeben werden konnte. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass auch eine Schulgemeinschaft trägt und stärkt und solidarisch ist mit den allernächsten Angehörigen und Betroffenen.

Wie die Schulgottesdienste organisiert werden

Für die Gestaltung der Gottesdienste ist der Rahmen eines Wortgottesdienstes vorgegeben: Liturgische Begrüßung, Einführung ins Thema, Gebet oder Psalm, Lesung oder Evangelium, Anspiel und Predigt, Fürbitten, ein Text oder Gebet, Vater unser und Segen. Die Lieder werden von der Orgel, Gitarre oder Keyboard begleitet; manchmal singt der Gospelchor. Oder Schüler aus der Vorbereitungsgruppe singen die Lieder vor dem Altar stehend mit und motivieren so zum Mitsingen. Auch wenn es Lieblingslieder gibt, ist zu berücksichtigen, dass Schulklassen keine Gemeinde ist, die ohne weiteres gemeinsam betet und singt. Auf die äußeren Formen legen die Schüler wert: Wir stehen zu Beginn des Gottesdienstes, beim Hören des Evangeliums, zu den Fürbitten und zum Segen.

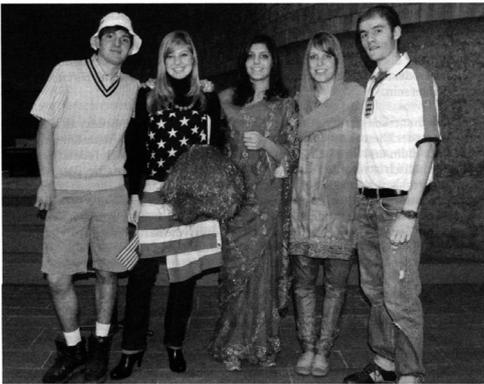
Der für den Vertretungsplan zuständige Lehrer organisiert auch die Aufsicht für die Schüler, die die Gottesdienste nicht besuchen. Der Leiter des Religionspädagogischen Arbeitskreises vermittelt zwischen allen Beteiligten und muss sich nicht selten vor allem um die Schüler(innen) kümmern,

die die Schulgottesdienste nicht besuchen. Eine ganz besondere Aufgabe haben die Lehrer(innen), die mit ihren Klassen und Religionsgruppen die Gottesdienste vorbereiten: Sie interessieren sich dafür, wie die Jugendlichen denken, wie sie den Gottesdienst gestalten wollen, was ihnen im Glauben wichtig ist und fügen die verschiedenen Bausteine der Jugendlichen für den Gottesdienst zusammen.

Der Leiter des CJD in Braunschweig las die Überschrift einer kurzen Notiz im Jugenddorf-Programm „Gottesdienste sind gut besucht“ und fragte bei uns nach, mit welchen Themen wir denn so viele Schüler motivieren könnten! Nein: in der Regel suchen nicht Lehrerinnen und Lehrer, Pfarrerin oder Pastoralreferentin nach Themen; die Jugendlichen selber sprechen, spielen und singen vom Glauben.

Gottesdienste sind gut besucht

Die Oberstufengottesdienste werden zunehmend beliebter und sind sehr gut vorbereitet. Ein Beispiel dafür war der Weihnachtsgottesdienst für die Jahrgangsstufen 11 bis 13, bei dem sich Menschen aus allen Erdteilen aufmachten, das Jesuskind in Betlehem zu suchen.



Martin Patzek

Berufen zur Caritas

Wort der deutschen Bischöfe 2010

caritas und Caritas

Beim Durchblättern stößt man in „Berufen zur *caritas*“ auf den gleichnamigen Epilog (6.). Wie ein Schlüssel schließt er das Schreiben der deutschen Bischöfe auf. Hier wird nicht nur die universale Berufung aller Getauften und letztlich aller Menschen zur *caritas* wiederholt (vgl. Caritas In Veritate – CIV- 5.), sondern auf das bekannte – leider weiter gekürzte – Zitat des Jesuitenpaters Alfred Delp (1907 – 1945) verwiesen. Er schreibt „Im Angesicht des Todes“ zwischen Verhaftung und Hinrichtung 1944/1945 über das Schicksal der Kirchen: „Es wird ankommen auf die Rückkehr der Kirchen in die Diakonie: in den Dienst des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonst wie kranken Menschen.“¹

Für den gesamten Inhalt ‚Berufen zur *caritas*‘ wird zwischen dem universalen christlichen Auftrag zur Nächstenliebe (agape, ‚*caritas*‘) und dessen Ausdruck in den spontanen und organisierten kirchlichen Formen des caritativen Tuns z.B. in Gemeinde und Verband ‚Caritas‘) unterschieden: Theologische Klärung als Anmerkung zum 1. Kapitel ‚Gott ist die Liebe.‘

Die deutschen Bischöfe beschreiben treffend die Formen des caritativen Tuns, also der – weitgehend organisierten – ‚Caritas‘. Sie nehmen ‚mit Freude wahr, wie viele Menschen aller Schichten und Milieus (vgl. Sinusstudien!), von Kindern angefangen bis zu Hochbetagten, auf ihre persönliche Weise die Berufung zur tätigen Nächstenliebe umsetzen: sei dies freiwillig und ehrenamtlich, haupt- oder nebenberuflich, in spontanen Hilfsaktionen und Initiativen, in konkre-

ten Projekten, in regelmäßigen und dauerhaften Diensten für andere (I.)“

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz sieht die Grundlage des Bischofswortes in der Enzyklika CIV. Sie sieht den Kern des caritativen Auftrages Gottes durch Jesus Christus an seine Kirche in der Berufung jedes Christen zur *caritas*. Sie „gründet in der umfassenden Liebe Gottes zu den Menschen, die die Menschen dazu drängt, diese Liebe zu erwidern und weiterzugeben.“ Seine einführende Frage lautet deshalb: „Was bedeutet diese zentrale Botschaft von Papst Benedikt XVI., die er in seiner ersten programmatischen Enzyklika *Deus Caritas Est* – DCE – im Jahr 2005 an die Bischöfe, Priester und Diakone, an die gottgeweihten Personen und an alle Christgläubigen über die christliche Liebe gerichtet hat, konkret für das Leben der Kirche und der Christen in Deutschland?“

Wer also „Berufen zur *caritas*“ liest, findet DCE und CIV angewendet – nicht zu vergessen auch die sozialen Implikationen des nachsynodalen Schreibens *Sacramentum Caritas* (SC) über die Eucharistie, Quelle und Höhepunkt von Leben und Sendung der Kirche (vgl. SC 89ff.).

(Kirchen-)Presse

Zehn Jahre nach dem Wort der deutschen Bischöfe „*Caritas* als Lebensvollzug der Kirche“ geht es um neue Orientierungen und Impulse für das caritative Handeln. „Der Text beschreibt in einem einleitenden Kapitel die aktuelle Situation der deutschen Caritas. Den zentralen Teil des Impulsdokumentes stellt ein Kapitel über theologische Vertiefungen und Anregungen dar. Es folgen charakteristische Aspekte des sozial-caritativen Handelns.“ (DBK 07.01.10) Die Katholische Nachrichtenagentur sieht deutlich die Sorge der Bischöfe um das katholische Profil der Caritas (KNA 07.01.10). Caritaspräsident Peter Neher sieht in „Berufen zur *caritas*“ eine Mahnung für soziale Gerechtigkeit und Solidarität mit den Menschen, die am Rande der Gesell-

schaft stehen und nicht den Produktivitätszielen einer globalen Gesellschaft entsprechen (DCV 08.01.10). Der Vorsitzende des Caritasrates der Diözese Osnabrück, Diakon Gerrit Schulte, warnt vor einem „lautlosen und folgenlosen Verschwinden des Bischofspapiers...“ Das „wertvolle“ Schreiben sei medial offenbar im Schnee stecken geblieben. Schulte warnt davor, dass die notwendige Debatte jetzt ausbleiben könnte. Das Bischofswort werfe zahlreiche wichtige Fragen für die Zukunft von Caritas und Kirche in Deutschland auf. Diese Anregungen müssten aber in den Diözesen, Gemeinden und Verbänden tatsächlich aufgenommen werden und konkrete, alltags-taugliche Folgen zeigen?. „Das Thema Berufung wird den Verband in Zukunft intensiv beschäftigen“ meint Josef Lüttig, Diözesan-Caritasdirektor im Erzbistum Paderborn. Er verweist auf die Zwischenbilanz „Perspektive 2014“ im Erzbistum Paderborn. „Es wird in den nächsten Jahren darum gehen, die Vielfalt der Berufungen im Volk Gottes zu stärken und all das zu intensivieren, was diese Berufungen fördert“ hatte Erzbischof Hans-Josef Becker betont (DiCV Paderborn 13.01.10). „Das war in der Vergangenheit nicht immer so“, betont Josef Lüttig. Viele Mitarbeitende hätten bisweilen unter dem Image innerkirchlicher „Nachrangigkeit“ gelitten bzw. ihren Dienst dann auch eher als reine Berufsausübung erlebt. „Nun gilt, ihnen das Verständnis der Berufung im caritativen Dienst neu aufzuschließen und zu interpretieren“.³

Lesehilfe

Das 1. Kapitel beschreibt die Caritas als einen „Schatz der Kirche. Er ist ein wesentlicher Aspekt der Sendung (,Mission‘) der Kirche zu allen Menschen, Gruppen und Völkern.“ Nicht nur das „übliche“ Konzilszitat, der Anfang der Pastoralkonstitution „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst...“ wird zitiert, sondern mit DCE 32 die Kirche als „ein Ort der gegenseitigen Hilfe und zugleich ein Ort der Dienstbereitschaft für

alle der Hilfe Bedürftigen, auch wenn diese nicht zur Kirche gehören“ beschrieben. Der dreifache Auftrag unserer Kirche: „Verkündigung von Gottes Wort (kerygma – martyria), Feier der Sakramente (leiturgia), Dienst der Liebe (diakonia)“ (25a) wird ebenso zitiert wie auch die Nächstenliebe als ein Ort der Gottesbegegnung (vgl. DCE 16.). Mit meinen Worten: Wo also „Caritas“ draufsteht ist „Caritas“ nur dann wirklich drin, wenn die Verkündigung von Gottes Wort und die Feier der Sakramente den Dienst der Liebe umfassen. Oder anders: wenn der Dienst der Liebe zur Verkündigung von Gottes Wort (mit oder ohne Worte) und zur Feier der Sakramente führt!

Die Bischöfe beschreiben im 2. Kapitel die Situation der Caritas. Sie sehen die „sich wandelnde Gesellschaft und schreiben ihr Wort „Caritas als Lebensvollzug der Kirche und als verbandliches Engagement in Kirche und Gesellschaft“ vom 23. September 1999 – als Reaktion auf das Leitbild des Deutschen Caritasverbandes vom 06. Mai 1997 – fort. „Zu diesen Entwicklungen zählen die fortschreitende Differenzierung, Pluralisierung und Ökonomisierung der Lebenswelten, sozio-ökonomische Milieubildungen, Individualisierung und Säkularisierung, Institutionen- und Wertewandel. Hinzu kommen die schwerwiegenden demographischen Veränderungen, die dramatischen Entwicklungen in der weltweiten Wirtschaft infolge der Finanzmarktkrise mit ihren Auswirkungen auf die Arbeitsmärkte und die Verschärfung der Armutprobleme, der globale Klimawandel, schwere Umweltzerstörungen und Migrationsprozesse infolge von Armut und gewaltsamen Konflikten.“ Damit teilen sie die Einschätzung von Benedikt XVI. aus der Sozialenzyklika 2009 (DIV). Stolz beschreiben die Bischöfe das „Netz der Caritas“ als „ein Netzwerk der helfenden Hände in unserer Gesellschaft“ (2.1.). Dazu gehören sowohl „vielfältige Initiativen im unmittelbaren Nahbereich des täglichen Lebens .., angefangen in Ehe, Familie und Nachbarschaft“. „Knoten der Caritas werden (auch) geknüpft in Selbsthilfegruppen, im ehrenamtlichen Ansatz für

einander und für die Eine Welt auf privater und organisierter Ebene, in Initiativen der Kirchengemeinden und neuen Seelsorgestrukturen, in Ordensgemeinschaft und geistlichen Bewegungen und besonders auch in unserer verbandlich strukturierten Caritas.“ Mit dem Stand vom Ende 2006 werden die zahlreichen katholischen sozialen Dienste und Einrichtungen in den Arbeitsfeldern „Gesundheitshilfe, Kinder- und Jugendhilfe, Familienhilfe, Altenhilfe, Behindertenhilfe, in weiteren sozialen Hilfen und offenen Diensten sowie in der Aus- und Fortbildung“ beschrieben.

Der „fruchtbare Boden gelebter *caritas*“ (2.2.) wird von den Bischöfen deutlich gemacht vor allem in Caritasausschüssen und Caritas – Konferenzen und –gruppen“ als Brückenfunktion zwischen Gemeinde und verbandlichen Diensten. „Dies wird umso besser gelingen, je mehr auch die Priester und Diakone, Pastoral- und Gemeindereferentinnen und -referenten *caritas* als *gemeinsamen* Auftrag im Herzen der Kirche begreifen und fördern.“ Die „theologische und sozialetische Reflexion und Inspiration in der Caritas“ umfasst nicht nur „Initiativen zur Profilierung geistlicher Begleitung und Intensivierung theologischer Bildung im Raum der Caritas“. Besonders erwähnt wird auch der Dienst der Ständigen Diakone mit seinem besonderen caritativen Profil. Er „kann in hervorragender Weise zur lebendigen Einheit von Liebedienst, Verkündigung und Eucharistie beitragen.“ Was das mit dem neuen Motuproprio „Omnium in mentem“ für unsere Ständigen Diakone bedeutet, bleibt abzuwarten. Danach sind die Diakone befähigt, „dem Volk Gottes in der Diakonie der Liturgie, des Wortes und der Caritas zu dienen“. Damit haben die „Dienste des Lehrens, des Heiligens und des Leitens in der Person Christi“ nur die Bischöfe und Priester!?

Angemahnt wird die Einheit statt Fragmentierungen der kirchlichen Wesensvollzüge (2.3.). ‚Brüche‘ sehen die Bischöfe in „pastoralen Strukturen und theologischen Meinungen, in Formen der Verkündigung

und der Feier der Sakramente, „welche eine wirksam organisierte Caritas nicht als kirchlichen Wesensauftrag, sondern nur als uneigentliche kirchliche Aktivität in dessen Vorfeld sehen“. Das konkrete Liebeshandeln wird aus den Gemeinden so ausgelagert und delegiert, „als sei *caritas* nur mehr Sache von Verband und beruflichen Experten“. Aber: „Caritas ist Kirche“ (vgl. DCE 25.).

Die Impulse aus der Enzyklika DCE zum Verständnis und Profil der Caritas (3. Kapitel) nenne ich nur in Stichworten. In einem früheren Aufsatz (Pastoralblatt 1/2007, 19–24) sind sie ausführlicher beschrieben. Die Bischöfe kennzeichnen die Impulse aus der Enzyklika in der Berufung der ganzen Kirche zur *caritas*, in der Liebe des dreieinen Gottes und in der organisierten Caritas als Dienst der Kirche. Die berufliche Kompetenz des Helfenden kommt ebenso in den Blick wie die Förderung der Herzensbildung. Die Unabhängigkeit von Parteien, Ideologien oder politischen Interessen wird betont wie auch die missionarische Dimension von Caritas. Mit dem Blick auf das spezifische Profil der Caritas „als Anwältin der Benachteiligten, als Solidaritätsstifterin und als Erbringerin sozialer Dienstleistungen bleibt die Verantwortung der Kirche auf allen Ebenen, „angefangen von Pfarreien über die Teilkirche bis zur Universalkirche“ als Forderung.

Wichtig sind den deutschen Bischöfen theologische Vertiefungen und Anregungen (4. Kapitel) für den universalen christlichen Auftrag zur Nächstenliebe und dessen Ausdruck in den spontanen und organisierten kirchlichen Formen des caritativen Tuns z.B. in Gemeinde und Verband. Sie verweisen nach DCE 16 darauf, im caritativen Engagement Gott zu begegnen: (4.1.) „Im Geringsten begegnen wir Jesus selbst, und in Jesus begegnen wir Gott“ (DCE 15). Mit Benedikt XVI. erinnern sie an Martin von Tours, dass die Helfenden „ihre Begegnungen mit den Notleidenden und ihre Erfahrung im Helfen zumindest im Nachhinein mit Jesus Christus in Verbindung bringen können“ (DCE 40).

„Eine Mystik des offenen Blicks und damit der unbedingten Wahrnehmungspflicht für die Lage der anderen, für die Situation, in der sich der Mensch befindet, der gemäß dem Evangelium unser Nächster ist“, wehrt der Gefahr wie der Priester und der Levit am Nächsten vorüberzugehen (vgl. Lukas 10,25–37), blind zu werden für die Not des Nächsten und taub für das Wort Gottes. Die vielleicht schon vergessenen Perspektiven von DCE und SC betonen die Konsequenz der Eucharistie als Kraftquelle für Caritas und soziales Engagement (4.2.). Mit den Ostkirchen bezeichnen die Bischöfe die Caritas als die *Liturgie nach der Liturgie*. „Wir begrüßen und unterstützen es sehr, wenn in den Gemeinden, in der Verkündigung, in der Bildungsarbeit und im Gottesdienst in geeigneter Weise die vielfältigen Erfahrungen von Frauen und Männern, die sich in der Caritas engagieren, zu Worte kommen und als Zeugnis eingebracht werden. Dabei können besonders die Diakone helfen.“

Die Berufung zur Caritas und das missionarische Handeln der Kirche (4.3.) greift nicht nur zurück auf die Erfahrung, dass die Liebe mehr wird, wenn man sie verschenkt, sondern gipfelt in dem Satz: „Ohne Caritas keine Frohe Botschaft“! Es geht darum, „einfach die Liebe reden“ zu lassen (DCE 31c), um den Nächsten in Not oder Bedrängnis zu helfen und das Herz liebend zuzuwenden – nicht um Notsituationen dafür auszunutzen, neue Christen zu gewinnen: „Der Christ weiß, wann es Zeit ist, von Gott zu reden, und wann es recht ist, von ihm zu schweigen und nur einfach die Liebe reden zu lassen (DCE 31.).“

Um charakteristische Aspekte sozial-caritativen Handelns, nämlich um die Spiritualität und das Gebet geht es im letzten ausführlichen 5. Kapitel. Die Berufung zur *caritas* in der Beanspruchung durch den anderen, die Erfahrungen im Engagement und die eigene Bedürftigkeit gilt es geistlich zu erkennen (5.1.). Den Bischöfen geht es für die Helfenden um die Ermutigung, „für die spirituelle Dimension ihres Tun offen zu sein und ihre Erfahrungen in der Begegnung

mit den Nächsten in geeigneter Weise im Licht des Glaubens zu deuten und zu vertiefen.“ Wenn es stimmt, dass Helfende nicht immer nur geben können, sondern auch empfangen und auftanken müssen, geht es um Anerkennen, Achtsamkeit und Zuwendung. Die Bischöfe wünschen sich „eine vom Geist gelebter *caritas* durchdrungene Atmosphäre und erfahrbare, solidarische Gemeinschaft in unseren Gemeinden und pastoralen Räumen, an der – wo möglich – besonders die Ständigen Diakone mitwirken. Beschrieben werden drei Ebenen des Liebeshandelns: „Das methodisch richtige Handeln, das zwischenmenschliche Beziehungsgeschehen und der Kontakt mit der Persönlichkeit des Handelnden und seiner ganzen Wertwelt.“ Die Berufung zur *caritas* schließt alle drei Ebenen ein. Die Achtsamkeit für sich und den anderen (5.2.), blickt sowohl auf die unausweichliche Herausforderung der Sinnfrage als auch auf den Segen und die Not des Gebetes. Es lohnt sich, nicht nur über die christliche Spiritualität als Wandlungsprozess zu lesen, sondern sie als lebendig – gläubigen Umgang mit der Wirklichkeit zu praktizieren: Gebet, das zur liebenden Tat wird! So schreiben die Bischöfe: „Die Verantwortlichen in der verbandlichen Caritas und in der Seelsorge unserer Diözesen und Gemeinden bitten wir, unsere Anliegen nach Möglichkeit in Aus-, Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen aufzunehmen und geeignete Angebote zur geistlichen Grundlegung und Vertiefung für die Stärkung aller zu entwickeln, die in der Caritas unserer Kirche mitwirken.“(5.3.)

Anfragen

Wieder ein neuer Versuch, *caritas* von Caritas zu unterscheiden, die Wesenäußerung des Organismus christlicher Kirche katholischer Prägung bewusst zu machen? Deus *caritas* est – Gott ist *caritas* und erst in diesem Bewusstsein der Verband, der Dienst und die Einrichtung! Wissen die (leitenden) Mitarbeiter(innen) in der *caritas* um den

Zusammenhang ihrer Arbeit mit der Verkündigung von Gottes Wort und der Feier der Sakramente? Knüpfen sie ihre Knoten im Netz der Pfarrei mit ihren Gemeinden? Welche Formen des Ehrenamtes und des freiwilligen Engagements, z.B. für ein bestimmtes Projekt oder Thema, gibt es in unseren Diensten und Einrichtungen?

Lesen Sie mit den Bischöfen „Im Angesicht des Todes“ von Alfred Delp! Im Kapitel „Das Schicksal der Kirchen“ lese ich auch:

„Wir sind trotz aller Richtigkeit und Rechtgläubigkeit an einem toten Punkt. Die christliche Idee ist keine der führenden und gestaltenden Ideen dieses Jahrhunderts. Immer noch liegt der ausgeplünderte Mensch am Wege. Soll der Fremdling ihn noch einmal aufheben? Man muss, glaube ich, den Satz sehr ernst nehmen: was gegenwärtig die Kirche beunruhigt und bedrängt, ist der Mensch. Der Mensch außen, zu dem wir keinen Weg mehr haben und der uns nicht mehr glaubt. Und der Mensch innen, der sich selbst nicht glaubt, weil er zu wenig Liebe erlebt und gelebt hat. Man soll deshalb keine großen Reformreden halten und keine großen Reformprogramme entwerfen, sondern sich an die Bildung der christlichen Persönlichkeit begeben und zugleich sich rüsten, der ungeheuren Not des Menschen helfend und heilend zu begegnen.“⁴

Wie kann „Berufen zur *caritas*“ die Anliegen der Antrittszyklika und der Sozialzyklika von Benedikt XVI. sowie die sozialen Implikationen des nachsynodalen Schreibens vermitteln? Wie begeistern wir zunächst die Verantwortlichen in der Aus-, Fort- und Weiterbildung der Caritas, diese Anliegen spirituell aufzugreifen. Welche Profession(en) sind hier die Zielgruppe? Mehrere Male wird das caritative Profil der Ständigen Diakone in den Blick genommen. Gehört dieses Profil mit der Abgrenzung der Diakone von Bischöfen und Priestern nicht stärker in deren Aus-, Fort- und Weiterbildung? Gibt es nicht mehr Berufungen zum Ständigen Diakon unter (leitenden) Mitarbeitern in der Caritas? Könnte so die Verantwortung für die Diakonie der Litur-

gie, des Wortes und der Caritas zusammenhängen?

Interessant ist für mich der Zusammenhang von Caritas, Evangelisierung und Mission. Caritas als wesentlichen Aspekt der Mission der Kirche zu allen Menschen, Gruppen und Völkern zu bezeichnen, bezieht deutlich alle Menschen guten Willens mit ein. Vergessen wir nicht die Worte Benedikts XVI.: „Wer im Namen der Kirche caritativ wirkt, wird niemals dem anderen den Glauben der Kirche aufzudrängen versuchen... Der Christ weiß, wann es Zeit ist, von Gott zu reden, und wann es recht ist, von ihm zu schweigen und nur einfach die Liebe reden zu lassen. Er weiß, dass Gott Liebe ist (vgl. 1 Joh 4,8) und gerade dann gegenwärtig wird, wenn nichts als Liebe getan wird Aufgabe der caritativen Organisationen der Kirche ist es, dieses Bewusstsein in ihren Vertretern zu kräftigen, so dass sie durch ihr Tun wie durch ihr Reden, ihr Schweigen, ihr Beispiel glaubwürdige Zeugen Christi werden“ (DCE 31).

Betrachten wir tatsächlich den „fruchtbaren Boden gelebter *caritas*“! Da sind einmal Ehrenamt und Freiwilligkeit – Caritasausschüsse und Caritas-Konferenzen und -gruppen als Brückenfunktion zwischen Gemeinde und verbandlichen Diensten. Weiter geht es darum, dass Priester und Diakone, Pastoral- und Gemeindereferentinnen und -referenten *caritas* als *gemeinsamen Auftrag* im Herzen der Kirche begreifen und fördern. Wie sieht sowohl die Wirklichkeit in Pfarrei und Gemeinde als auch in Verband, Dienst und Einrichtung denn aus? Die Chance der kooperativen Pastoral mehrerer Gemeinden einer Pfarrei rückt dabei nur langsam in den Blick. Dabei ist die lebensweltorientierte Sozialarbeit wenig hilfreich, solange sie alle Ressourcen gleich gültig einschätzt und womöglich noch die Pfarrei mit ihren Gemeinden als Defizit der Freiwilligenarbeit sieht – nach dem Motto: „Bald macht die Letzte das Licht aus!“ Unsere demographische Struktur ist bekannt. Das so genannte „alte“ Ehrenamt wird mit jungen Augen kritisch betrachtet. Tatsächlich gilt die Struktur der fast unbeschränkten Dauer des

Ehrenamtes, der unter mancherlei Zwängen leidenden Freiwilligkeit und der häufig auch finanziellen Selbstbeteiligung in der ehrenamtlichen Arbeit nicht mehr. Projektorientierte und themenzentrierte, oft außerkirchliche soziale Dienste bis hin zu Freiwilligenzentren sind entstanden.

Dabei gibt es zahlreiche Freiwillige nicht nur bei den pflegenden Angehörigen – die Bischöfe nennen sie ausdrücklich (5.1.) oder nach dem Betreuungsgesetz, sondern auch im Dunstkreis der Hospizbewegung, bei den Armentafeln der Städte, im Blick auf Katastrophen und Krisen weltweit oder ökumenisch und interkulturell zusammen mit vielen Menschen guten Willens. Für alle gilt das Bischofswort: „Es ist uns wichtig, dass sie durch unsere Gemeinden und Gemeinschaften möglichst Unterstützung, Anerkennung und Entlastung erfahren: in einem ganz praktischen, zwischenmenschlichen und geistlichen Netz helfender Hände“ (5.1.). Wie können wir unseren Auftrag „zu leben, was wir in den Sakramenten feiern“, noch mehr als bisher erfüllen? Sehen Sie Möglichkeiten, die offensichtlichen oder verdeckten Nöte in ihre Pfarrei mit ihren Gemeinden noch besser zu erkennen? Wo sind weitere Ressourcen an Begabung, Initiativen, Kreativität und Schwung für unsere Caritas? Gibt es bei Ihnen Zusammenarbeit mit anderen Christinnen und Christen und mit „Menschen guten Willens?“

Am Beispiel ganzheitlicher Kranken-, Alten- und Behindertenhilfe der Caritas wird deutlich, dass „Mitmenschlichkeit aus der Liebe Christi“ geistliche Beratung und Begleitung braucht, damit „der Menschlichkeit nicht die Luft ausgeht“.⁵ Berufliche, ehrenamtliche und freiwillige Mitarbeiter(innen) in der Caritas haben Anspruch auf geistliche Beratung und Begleitung. Viele spüren das Gegenteil als Realität. Deshalb werden Geistliche Begleiter(innen) als (zusatz-) qualifizierte Mitarbeiter(innen) notwendig (Priester, Diakone, Ordensleute, Mitarbeiter(innen) im pastoralen Dienst und andere). Was ist das der Caritas in unserer Kirche wert?

Anmerkungen:

- ¹ Delp, A., Im Angesicht des Todes, Frankfurt 11/1981, 138 ff.
- ² KNA 13.01.10.
- ³ cpd /Caritas in NRW Aktuell 1/2010.
- ⁴ Delp. Angesicht, 142f.
- ⁵ vgl. Betz, G. Wenn der Menschlichkeit die Luft ausgeht, Freiburg 1991.

Andreas Fritsch

Weil es um die Qualität geht

Der Pfarrgemeinderat als Ort pastoraler Planung

Folgt man den Veränderungen in den Satzungen einiger nordrhein-westfälischer Bistümer, wird ersichtlich, dass der Pfarrgemeinderat stärker als bisher als Gremium verstanden wird, dessen Zuständigkeit sich vor allem in der Erstellung eines Pastoralplanes zeigt.

So heißt es z.B. in der Satzung für Pfarrgemeinderäte im Bistum Essen, dass der Pfarrgemeinderat mitwirkt an der Erarbeitung und Fortschreibung eines Pastoralplanes, im Erzbistum Köln ist davon die Rede, dass der Pfarrgemeinderat an der Erstellung und Realisierung eines Pastoralkonzeptes mitwirkt und auch in anderen Bistümern sind Überlegungen im Gange, die Aufgaben und Zuständigkeiten der Pfarrgemeinderäte zu präzisieren.

Der Begriff Pastoralkonzept bzw. Pastoralplan steht für den Versuch, sich grundsätzlich mit der Fragestellung auseinander zu setzen, wie eine auf Zukunft tragfähige Seelsorge gelingen kann, die a) nüchtern die Stärken und Schwächen der Kirchengemeinde in den Blick nimmt, b) konsequent die Bedarfe der Menschen vor Ort in das Zentrum ihrer Aktivitäten stellt und c) dies mit der eigenen Vision der Zukunft und der konkreten Mission vor Ort in Einklang zu bringen versucht.

Abgesehen davon, dass es in der Tat notwendig und sinnvoll ist, dass der Pfarrgemeinderat die grundsätzlichen Leitlinien und Schwerpunkte einer zukünftigen Pastoral in den Blick nimmt, gilt es aber auch, dies näher zu begründen. Ansonsten wird ein Pfarrgemeinderat, trotz bestehender Satzung, immer wieder unter Legitima-

Hinweis der Redaktion

In der Maiausgabe des Pastoralblatts wurde aus Versehen seitens der Redaktion im Editorial Pfr. Dr. Claus Lücker als Leiter der Fachstelle für Exerzitenarbeit im Bistum Aachen genannt. Diese Position nimmt jedoch Herr Pastoralreferent Manfred Langner ein, während Pfr. Dr. Lücker als priesterlicher Mitarbeiter tätig ist. Wir bitten, das Versehen zu entschuldigen.

Dr. Gunther Fleischer

tionsdruck geraten, ob dies denn tatsächlich seine Aufgabe ist.

Hilfreich scheint mir hierzu der Rückgriff auf das Modell der Zeitmatrix nach Stephan Covey zu sein. Dieses Modell, ursprünglich im Kontext des Zeitmanagements entwickelt, hilft zu unterscheiden, welche Aufgaben prioritär gegenüber anderen in den Blick genommen werden müs-

sen, um so zu Schwerpunktsetzungen zu gelangen.

Die Zeitmatrix basiert auf einem Koordinatensystem auf Grundlage der beiden Dimensionen: Wichtigkeit und Dringlichkeit. Diese werden jeweils unterschieden zwischen weniger wichtig/wichtig und weniger dringend/dringend. Somit entsteht folgende Einteilung:

| | Dringend | Weniger dringend |
|-----------------|------------------------------------|----------------------------------|
| Wichtig | 1 Notwendigkeiten | 4 Qualität |
| Weniger wichtig | 2 Täuschung | 3 Verschwendung |

Das Modell der Zeitmatrix nach Stephen Covey

Den so entstehenden vier Quadranten weist Covey einen differenzierten Stellenwert zu.

Den *Quadranten Nr. 1* (dringend und wichtig) nennt Covey den Quadranten der Notwendigkeiten. Hierin fallen aktuelle Krisensituationen, Projekte mit Zeitlimit sowie kurzfristig zu regelnde Aufgaben.

Quadrant Nr. 2 ist das Feld der Täuschung. Hierin finden sich vermeintlich wichtige Aufgaben und populäre Aktivitäten.

Quadrant Nr. 1: Auch in einem Pfarrgemeinderat gibt es unmittelbar zu bewältigende Aufgaben. Es gibt Beschwerden über das Verhalten Jugendlicher im Pfarrheim. Damit die Situation nicht unnötig eskaliert,

sind ein schnelles Vermitteln und klare Absprachen notwendig. Die Gemeindereferentin berichtet vom bevorstehenden Beginn der Erstkommunionvorbereitung und der erfolglosen Suche nach zwei weiteren Katecheten. Da die Kleingruppentreffen in zwei Wochen beginnen sollen, ist schnelles Handeln gefragt. Für das kommende Pfarrfest ist immer noch nicht geklärt, wer die Begrüßung der Anwesenden zu Beginn des Festes übernimmt. Auch hier sind zeitnah Vereinbarungen zu treffen. Diese wenigen Beispiele zeigen, dass es im Pfarrgemeinderat immer Aufgaben geben wird, die keinen Zeitaufschub vertragen und sowohl dringend als auch wichtig sind.

| | Dringend | Weniger dringend |
|-----------------|---|---|
| Wichtig | 1 Kurzfristig zu lösen | 4 strategische Planung |
| Weniger wichtig | 2 delegieren | 3 tunlichst vermeiden |

Das *Feld Nr. 3* nennt Covey sehr drastisch den Quadranten des Mülls, gemeint als diejenigen Aufgaben und Beschäftigungen, die es tunlichst zu vermeiden gilt.

Quadrant Nr. 4 schließlich ist das Feld der Qualität und der Führung, in dem es um grundsätzliche Planung und Werteorientierung geht.

Überträgt man dieses Modell auf die Arbeit eines Pfarrgemeinderates werden Herausforderungen und Schwerpunkte sichtbar.

Quadrant Nr. 2: In einem Pfarrgemeinderat werden nicht selten Inhalte besprochen und verhandelt, die es eher zu delegieren gilt bzw. die parallel bereits von Ausschüssen und Arbeitsgruppen verantwortet werden. Die Detailplanung des Pfarrfestes gehört in den entsprechenden Ausschuss, auch wenn es vermeintlich wichtig und attraktiv ist, hierüber im Plenum zu befinden. Zu dieser so genannten Täuschung zählt z.B. auch die Diskussion um Artikel für den kommenden Pfarrbrief oder die Planung des nächsten Neujahrempfangs. Der Begriff der Täuschung markiert, dass es sich a) um vermeintlich Wichtiges und b) um solche Aufgaben und Inhalte handelt, die delegiert werden sollten.

Quadrant Nr. 3: Dieses Feld, von Covey plastisch mit Müll überschrieben erklärt sich bereits aus seinem Titel. Hierbei handelt es sich um Anliegen, Themen und Aufgaben, mit denen letztlich die knappen personellen und zeitlichen Ressourcen eines Pfarrgemeinderates verschwendet werden. Dies sind z.B. Diskussionen, die immer um dieselben Themen kreisen ebenso wie endlose Berichte aus Arbeitsgrup-

pen, aber auch der gesamte Bereich von Klatsch und Tratsch. Dies gilt es tunlichst zu vermeiden.

Quadrant Nr. 4: Das vierte Feld bezeichnet Covey mit den Stichworten: Qualität und Führung. Es geht hier um umfassende Planung, Visionen und Leitbilder sowie Vernetzung, aber auch um wahre Rekreation und Besinnung.

Dieses Feld, das als weniger dringend, aber sehr wichtig angesehen wird, beschreibt die Legitimation der Mitverantwortung des Pfarrgemeinderates für die Pastoralplanung innerhalb einer Kirchengemeinde.

Wenn der Pfarrgemeinderat verstanden wird und sich selbst versteht als ein Gremium, in dem es um die Qualität der Pastoral innerhalb der Kirchengemeinde geht, dann muss sich seine Arbeit zwangsläufig mit der strategischen, d.h. langfristigen Perspektive der Pastoral befassen, die sich zum einen ihrer eigenen Wurzeln, aber auch ihrer Vision (Worin sehen wir die Aufgabe unserer Kirchengemeinde in der heutigen Zeit?) sowie der Mission (Was heißt dies dann für die konkrete Arbeit der Kirchengemeinde auf Zukunft hin?) bewusst ist und zu anderen hieraus Prioritäten und Schwerpunkte entwickelt.

Der in der Zeitmatrix von Covey verwendete Begriff der Rekreation führt dem Pfarrgemeinderat neu vor Augen, dass auch die gemeinsame Besinnung, die spirituelle Auszeit und das gemeinsame Gebet Teil der gemeinsamen Verantwortung sind.

| | Dringend | Weniger dringend |
|-----------------|---|--|
| Wichtig | 1 Notwendigkeiten (Mt 12, 9–14) | 4 Qualität (Mt 5, 1–12) |
| Weniger wichtig | 2 Täuschung (Lk 10, 38–42) | 3 Verschwendung (Mt 21, 12–17) |

Tendenziell kommt dieser Bereich in der Arbeit der Pfarrgemeinderäte eher zu kurz, da das Alltagsgeschäft zu großen Raum einnimmt.

Das Modell vom Covey lässt sich mit biblischen Motiven verbinden, die aus der Sicht Jesu den Unterschied der Gewichtung der vier Felder erkennen lassen.

Mt 12,9–14 beschreibt die Heilung eines Mannes am Sabbat. Dem Verständnis der Pharisäer nach war es nicht erlaubt, am Sabbat zu arbeiten, weite Strecken zurückzulegen etc. Detailreich beschreiben hunderte Regeln das wahre Verhalten am Sabbat. Dieses Regelwerk setzt Jesus außer Kraft bzw. interpretiert es neu. „Darum ist es erlaubt, am Sabbat Gutes zu tun“ (Mt 12, 12b). Im Leben Jesu erleben wir immer wieder Situationen, die denen er im wahren Sinne des Wortes das Not-Wendige tut.

Lk 10,38–42 erzählt die Begegnung Jesu mit Maria und Marta. Während Marta sich um das Wohlergehen ihrer Gäste sorgt („Marta aber war ganz davon in Anspruch genommen, für ihn zu sorgen.“), setzt sich Maria zu seinen Füßen nieder, um ihm zu lauschen. Dieses Verhalten wird von Jesus ausdrücklich gebilligt und als das Bessere gewertet. In der Sorge um das vermeintlich Richtige verliert Marta das Wesentliche aus dem Blick.

Mt 21 12–17 Die Perikope berichtet über die Vertreibung der Händler aus dem Tempel. Die Anwesenheit der Händler empfindet Jesus als Missbrauch des Tempels. Erst nach der Vertreibung der Händler heilt er Lahme und Blinde und weist so dem Tempel seine wahre Bedeutung zu: ein Ort des Heils und ein Haus des Gebetes zu sein.

Mt 5 1–12: Die Bergpredigt und hierin die Seligpreisungen stellen das Programm Jesu dar. Jesus verweist auf eine neue Qualität dessen, was zählt. Es geht nicht um Stärke, Durchsetzungsvermögen, Reichtum und Skrupellosigkeit, ganz im Gegenteil. Selig sind die Armen, die Trauernden, die Ge-

waltlosen und diejenigen, die nach Gerechtigkeit hungern. Dies ist sein Verständnis von Qualität und Führung.

Für die konkrete Arbeit des Pfarrgemeinderates ergibt sich aus diesen Überlegungen folgendes:

Der Pfarrgemeinderat wird auch auf Zukunft immer mit dem Alltagsgeschäft beschäftigt sein, d.h. mit den Anliegen, Themen und Problemstellungen, die einer kurzfristigen Bearbeitung bedürfen.

Die Herausforderung besteht darin, dem Alltagsgeschäft nur so viel Raum zu geben, dass Zeit und Energie bleibt, sich den grundlegenden Fragen nach den Prioritäten und der längerfristigen Perspektive der Pastoral zu stellen. Hier verbindet sich auf eindrucksvolle Weise die Logik der Zeitmatrix von Stephan Covey mit den zu Beginn erwähnten, überarbeiteten Satzungen der Pfarrgemeinderäte.

Einige wenige praktische Hinweise können helfen, die von Covey genannte Dimension der Qualität nicht aus den Augen zu verlieren.

1. Der Pfarrgemeinderat führt, nachdem er sich in den ersten Monaten seiner Legislaturperiode vornehmlich mit der Organisation seiner Arbeit beschäftigt hat, eine ausführliche Analyse der Kirchengemeinde sowie des Lebensraumes durch, in dem sie sich befindet. Es gilt besser zu erfassen, was Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen heute ausmacht.

2. Der Pfarrgemeinderat übernimmt nicht selbstverständlich die Arbeit und Schwerpunkte des Vorgängergremiums, sondern setzt eigene neue Akzente, die sich aus der Analyse ergeben. Dies gelingt nur dann, wenn tatsächlich bisherige Aufgaben entweder delegiert, zeitweise ausgesetzt oder gar komplett aufgegeben werden. Eine hilfreiche Regel kann lauten, 75% der bisherigen Aufgaben und Inhalte weiter zu führen und 25% in neue Projekte und Initiativen zu investieren.

3. Der Pfarrgemeinderat nimmt sich in jeder Sitzung mindestens 15 Minuten Zeit für das gemeinsame Gebet und die Besinnung und trifft sich jährlich zu einer

gemeinsamen spirituellen Auszeit. So kann die eigene Berufung als Christ stärker bewusst werden.

Folgt der Pfarrgemeinderat dieser Systematik, so hat die Arbeit eines Pfarrgemeinderates eben nicht, wie so oft kritisiert, die Anmutung eines Heimatvereins oder netten Beisammenseins, sondern ist konzentriert auf das Wesentliche.

Im Pfarrgemeinderat kann so exemplarisch gelingen, was letztlich jedem Christ aufgegeben ist: Not zu wenden und sich hierbei am Vorbild Jesu zu orientieren.

Literaturdienst

Jörg Ernesti, Konfessionskunde kompakt. Die christlichen Kirchen in Geschichte und Gegenwart, 2009, Herder, 219 Seiten, kartoniert, ISBN 978-3-451-30307-4, Preis: 14,95 Euro

Die Vielfalt der christlichen Glaubenswege darf man getrost als spirituellen Reichtum würdigen: Der Skandal besteht nicht in den Unterschieden innerhalb der Christenheit, sondern in deren Spaltung. Eine gute Konfessionskunde ist in diesem Sinne eine geistliche Schatzkiste.

Der Kirchenhistoriker Jörg Ernesti hat 2009 eine neue Konfessionskunde vorgelegt, deren Aktualität und kompakter Umfang sie als sehr praxistauglich erscheinen lassen. Der Verfasser betont darüber hinaus das Besondere seines kirchengeschichtlichen Ansatzes: Eine „historische Konfessionskunde“ (S. 16) könne den Glaubensgemeinschaften besser gerecht werden als die bisherigen, eher systematischen Ansätze. Überwinden möchte er dabei auch die seines Erachtens heute verbreitete „euro- oder gar germanozentrische Perspektive“ (S. 15). Schließlich ist es seine erklärte Absicht, sich „nicht primär an Fachleute“ zu wenden (S. 18).

Ernesti bespricht die katholische Kirche (einschließlich der Unierten), die altkatholische Kirche (wenn auch nur auf drei Seiten), die Orthodoxie, die orientalisch-orthodoxen (altorientalischen) Kirchen und die Kirchen der Reformation (Lutheraner, Reformierte, Anglikaner, Freikirchen); den kontrastierenden Abschluss machen drei exemplarisch vorgestellte Sekten (Mormonen, Zeugen Jehovas, Adventisten).

Die christlichen Konfessionen werden unter verschiedenen Aspekten präsentiert, beispielsweise gemäß ihrer Struktur, den Entwicklungen in Theologie und Liturgie oder ihren ökumenischen Beziehungen. Tatsächlich hilft hier der Blick des Historikers dem Leser, die Charakteristika der Konfessionen besser zu verstehen – wenn auch ein wirklicher konfessionskundlicher Quantensprung nicht auszumachen ist.

Einige Anregungen, die dazu beitragen sollen, die eingangs genannten Anliegen des Autors besser umzusetzen: Will man eine „germanozentrische“ Sichtweise vermeiden, dann wäre es sinnvoll, die Freikirchen, die weltweit oft ungleich gewichtiger sind als in Deutschland, nicht nur auf 20 Seiten (von über 200) abzuhandeln. Wer über den Kreis der

Fachleute hinaus auch interessierte Laien anspricht, tut gut daran, Begriffe wie „filioque“ (S. 76), „sola-Prinzipien“ (S. 111) oder „Nominalismus“ (S. 112) kurz zu erläutern.

Abschließend noch einige Anmerkungen zu einzelnen Punkten: Das Ehesakrament (S. 48) kann in der katholischen Kirche keineswegs nur einmal empfangen werden, sondern ist nach dem Tod eines Ehepartners wiederholbar. Dass sich die Brautleute dieses gegenseitig spenden (ebd.), stellt auch innerhalb der katholischen Kirche keine generelle, sondern eine spezifisch westliche Auffassung dar. Beim Thema Weihe sollte man die Diakone nicht einfach verschweigen (S. 48–49).

Die „deutsche orthodoxe Kirche“ (S. 94) existiert zwar nominell, besitzt jedoch keinerlei innerorthodoxe Anerkennung. Wenn man die einzelnen orthodoxen Kirchen aufzählt (S. 95), muss man zunächst die an dieser Stelle nicht genannte „Pentarchie“ erwähnen, die fünf großen orthodoxen Patriarchate. Die Hochgebete des ostsyrischen Ritus (S. 110) – die sogenannten „Anaphora von Addai und Mari“ – mögen akademisch noch diskutiert werden, sind aus katholischer Sicht aber insofern nicht problematisch, als die Glaubenskongregation sie 2001 offiziell anerkannt hat.

Ungeachtet solcher Hinweise stellt diese „historische Konfessionskunde“ eine wertvolle Hilfe zum guten und verständnisvollen Miteinander der unterschiedlichen Christen dar; sie sei deshalb allen Ökumenikern und sonstigen Interessierten ausdrücklich empfohlen.

Raimund Lülsdorff

Jens Ehebrect-Zumsande/ Bernhard Kassens: Wie das perlt...! Firmvorbereitung mit den „Perlen des Glaubens“. Kösel-Verlag, München 2008. 213 S., 16,95 Euro.

Vor gut acht Jahren begann in Deutschland eine Idee um sich zu greifen, die in Schweden schon seit langem die Spiritualität bereichert hat. Der mittlerweile emeritierte Bischof Martin Lönnebo brachte aus einem Urlaub in der Ägäis einen, wie er es nannte, Rettungsring mit. Ein Perlenband, das ihm half, seinen Glauben zu reflektieren und zu meditieren. So nannte er das Band „Frälsarkransen“, Rettungsring. Und schon bald gab es viele Menschen in

Schweden, die mit diesem Rettungsring unterwegs waren, zum Beten, aber auch, um über den Glauben ins Gespräch zu kommen. In Deutschland wurde das Band von der Nordelbischen Kirche unter dem Namen „Perlen des Glaubens“ bekannt (Vgl. Mit den Perlen des Glaubens leben. Hg. Amt für Öffentlichkeitsdienst der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche in Zusammenarbeit mit der Pastoralen Dienststelle im Erzbistum Hamburg, Kiel ²2005), mittlerweile wurde die Idee in verschiedenen Publikationen publiziert (u. a. auch im Pastoralblatt 57/2005, 309–311) und hat über Norddeutschland hinaus in ökumenischer Verbundenheit viele begeisterte Anhänger gefunden.

Eng kooperierte von Anfang an das Referat Katechese des Erzbistums Hamburg mit den evangelischen Akteuren. Jetzt hat Jens Ehebrect-Zumsande, Referent für Katechese im Erzbistum Hamburg, gemeinsam mit dem Hamburger Gemeindeferenten Bernhard Kassens ein Werkbuch zur Firmvorbereitung mit den Perlen vorgelegt. Ihr Ansatz geht insofern neue Wege gegenüber herkömmlichen Modellen der Firmvorbereitung, da er von der Spiritualität des Perlenbandes her kommt und diese transformiert in die Lebenswelt der Jugendlichen. Die Autoren stellen die Herkunft der Methode dar, reflektieren die Inhalte der zehn Themenperlen, um sie dann breit für die Katechese aufzufächern. Vorgeschlagen werden 11 Treffen zur Vorbereitung und zusätzliche Bausteine zur Gestaltung der Firmfeier an sich. Detaillierte Ablaufplanungen werden kombiniert mit Text und Aktionsvorschlägen. Die Arbeit mit dem Werkbuch wird erleichtert durch Kopiervorlagen und Gestaltungsabbildungen. Zudem gibt es eine Art liturgischer „Baukästen“, Vorschläge für Andachten und Gottesdienstelemente zu jeder der Perlen. Das Buch beschließt ein Ausblick über eine mystagogische Weiterführung nach der Firmung und einzelne Praxisbeispiele aus verschiedenen Gemeinden Deutschlands.

Jens Ehebrect-Zumsande und Bernhard Kassens ist es gelungen, eine Konzeption einer spirituell geprägten – und darin vermutlich auch leisen – Firmvorbereitung zu entwickeln, deren Chance darin besteht, in unruhiger Zeit mit manch kirchlichem Aktionismus angesichts der „Krise“, in der sich die Firmvorbereitung und damit auch die Firmvorbereitenden oft befinden, Sammlung und Sendung, dezidiert Ausdruck des Sakramentes, für Jugendliche erfahrbar zu machen. Gruppe und Individuum sind einbezogen und aufeinander bezogen, um sich auf den Weg Gottes zu machen. Eine Begegnung, die so vielfältig ist, wie die Perlen des Glaubens, manchmal Rettungsring, manchmal Stille, manchmal unverständliche Nacht.

Martin Lätzel

Unter uns

Auf ein Wort

Wer glaubt, ein Christ zu sein, weil er die Kirche besucht, irrt sich.
Man wird ja auch kein Auto, wenn man in einer Garage steht.

Albert Schweitzer

(Miss-)Verständnisse an Fronleichnam

Am Morgen des diesjährigen Fronleichnamsfestes begleitet ein Priester seine siebenjährige Nichte Olivia zu ihrer Freundin. Die Straße ist mit Fahnen und Blumen festlich geschmückt. Der Priester sagt zur kleinen Olivia: „Das ist für die Fronleichnamsprozession.“ Olivia antwortet: „Darüber hast Du auch eben zu Hause mit dem Papa gesprochen.“ „Ja, genau!“ Antwortet der Onkel.

Dann fragt die Nichte: „Wann kommt Frau Leichnam denn hier vorbei?“

Pfr. i. R. Franz Winterscheidt, Rheinbach

Als nach der Fronleichnamsmesse die Monstranz mit der Eucharistie auf dem Altar aufgestellt wird, fragt der fußballbegeisterte Christian, Kommunionkind dieses Jahres, seine Mutter:

„Ist das der Kirchenpokal?“

Anonymus

Christliche Ikonographie

Ein Küster führt eine Gruppe von Kindern durch eine prächtig ausgestattete Kirche. Sie entdecken drei verschiedene Mariendarstellungen mit Jesuskind. „Wo ist denn der Josef auf den Bildern?“ bringt die kleine Ina den Küster in Verlegenheit. Da springt ihm Klein-Dominik bei: „Der musste doch knipsen!“

Bernhard Riedl, Brilon

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E